



32.

**open
mike**

**WETTBEWERB FÜR
JUNGE LITERATUR**

2024

**Die
Finaltexte**



Haus_
für____
Poesie

Zum 32. Mal findet der open mike statt. Inzwischen ist er als Wettbewerb für junge Literatur über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt. Viele Autor:innen haben ihre Karriere beim open mike in der Literaturwerkstatt Berlin, heute Haus für Poesie, gestartet. Dazu gehören zum Beispiel Nail Doğan, Karen Duve, Inger-Maria Mahlke, Terézia Mora, Yade Yasemin Önder, Ronya Othmann, Martin Piekar, Kathrin Röggla, Tilman Rammstedt, Ulf Stolterfoht, Ralph Tharayil und Judith Zander.

Eine fünfköpfige Vorjury aus dem deutschsprachigen Literaturbetrieb – Roxane Dänner (Lektorin, Hanser Verlag), Martina Hefter (Autorin), Tim Holland (Autor), Chris Möller (Literaturvermittlerin) und Moritz Müller-Schwefe (Lektor, Kiepenheuer & Witsch) – hat riesige anonymisierte Textberge abgetragen, sich durch über 500 Einsendungen gelesen und 12 Texte herausgesucht. Die ausgewählten Autor:innen präsentieren im Finale am 09. November 2024 in Berlin ihre Texte dem Publikum und den Juror:innen Michael Fehr, Lana Lux und Deniz Utlu.

Der 32. open mike ist eine Veranstaltung des Haus für Poesie in Kooperation mit dem Heimathafen Neukölln und wird gefördert durch die Senatsverwaltung für Kultur und Gesellschaftlichen Zusammenhalt. Mit freundlicher Unterstützung durch Thalia und Leuchtturm 1917. Präsentiert von BELLA triste – Zeitschrift für junge Literatur, Deutschlandfunk Kultur, radio 1, taz und Das Wetter – Magazin für Text und Musik.

32. open mike

Wettbewerb für junge Literatur

Die 12 Finaltexte

Haus_
für____
Poesie

Gefördert durch:



November 2024

Haus für Poesie, Berlin

© 2024 Anthologie: Literaturbrücke Berlin e. V.

© 2024 Texte: bei den Autor:innen

Projektbetreuung: Theresa Mattusch und I.V. Nuss

Corporate ID / Grafik: Beratung, Konzeption, Produktion,

Covergestaltung: studio stg; www.studio-stg.com

Satz: Annegret Schick

Lektorat: Juliane Noßack

Haus für Poesie

c/o Literaturwerkstatt Berlin e.V.

Knaackstraße 97 (Kulturbrauerei), 10435 Berlin

+49 (0) 30 48 52 45 – 0 · mail@haus-fuer-poesie.org

Weitere Infos zum open mike finden Sie auf

www.haus-fuer-poesie.org und auf www.openmikederblog.de

Inhalt

Deniz Ohde *Vorwort* · 6

Ade Ajayi *A Euclidean view of Berlin as a cool place to be* · 9

Eser Aktay *Das Segensmahl* · 17

Muri Darida *Neue Leichen braucht das Land* · 25

Theresa Gutmann *kosmologie im kleinformat [auszug]* · 33

André Lourenço *warte und | warte | Asche.* · 49

Ronja Sandtner *Gefährtinnen* · 62

Kameliya Taneva *wir sammeln geliehene samen* · 75

Franziska Teubert *Erinnerungen einer Auster* · 84

Liv Thastum *da so am krustengrund* · 92

Carolin Volz *Methylierungen* · 108

Leah Luna Winzely *BABA* · 160

Amy Wittenberg *zurück (klassentreffen remix)* · 184

Die Autor:innen · 193

Die Jury · 196

Die Vorjury · 198

Preisträger:innen & Jury 1993–2024 · 200

DENIZ OHDE

Vorwort

Jedes Schreiben entspringt einem Geheimnis.

Oder: Jedes Schreiben entspringt dem Gewahrwerden über ein Geheimnis und dem Staunen darüber.

Oder: Jedes Schreiben entspringt dem Wunsch, sich einem Geheimnis anzunähern.

Damit ist keine zurückgehaltene Information gemeint, kein Fakt, der verschleiert ist, aber enthüllt werden könnte, sondern der Anteil der Welt, der sich der Sprache entzieht, sich aber beizeiten durch Erfahrungen offenbart. Er scheint flüchtig, ungreifbar und doch allgegenwärtig. Er ist immer in Bewegung und gibt diese Bewegung manchmal an einen Menschen weiter, der sich in der Folge wie ein Klangkörper verhält, erfüllt von einer Vibration, die ihn drängt. Das Staunen, ich habe es schon genannt, wäre eine natürliche Reaktion darauf. Mit offenem Mund dastehen und kein Wort herausbringen. Schweigen. Dennoch ein Wort formulieren zu wollen, zu glauben, sich ihm mittels der Sprache asymptotisch annähern zu können, das ist die Grundhoffnung eines Schreibenden.

Zuletzt sollte die Literatur vor allem wahr sein, oder, dieser Begriff wurde eher dafür genutzt, authentisch. Ein Begriff, der, je öfter er in diesem Zusammenhang gebracht wurde, seinen Bedeutungsrahmen so eng spannte, dass alles, was man darunter subsumieren wollte, drohte zu ersticken. Grob heruntergebrochen erschöpfte er sich darin, dass die Fakten stimmen müssten. Nur noch eins schien wichtig: Fanden Sie sich wirklich zu einem Ungeziefer verwandelt? Haben Sie sich wegen einer unglücklichen Liebschaft erschossen? Besitzen Sie einen Raum voller Laub? Ist Ihre Bibliothek in Flammen aufgegangen? Spielen Sie Klavier? Sind Sie Erbe einer Kaufmannsfamilie? Ernähren Sie sich ausschließlich von Erbsen? Sind Sie tatsächlich im Spalt einer Wand verschwunden? Die Fragen entlarven sich schon selbst, ihre hilflos ins Leere greifenden Arme, die versuchen, eine Geschichte zu fassen zu

bekommen, sie verständlich und verdaulich in einem Reel, oder, gestriger, im Mittagmagazin unterzubringen. Dabei wissen wir doch, dass die Fakten das Langweiligste an der Literatur sind. Die Enge dieses Verständnisses lässt keinen Raum für die Wahrheit, die sich hier vielleicht hatte enthüllen wollen; für die Erfahrung, von denen diese Texte eigentlich hatten sprechen wollen.

Dem Zwang der Vermarktbarkeit haben sich schon alle Schriftsteller in allen Zeiten vor der unseren ausgesetzt gesehen. »Dass die Literatur heute eine Börse ist«, hat bereits Friedrich Hebbel im Jahr 1849 festgestellt, und diesen Satz wiederum hat Ingeborg Bachmann (der die oberen Gedanken von Geheimnis und Schreiben nahestehen) 1959 in ihrer Poetikvorlesung für ihre Gegenwart zitiert. Ein Satz, der auch heute über diesem Wettbewerb stehen könnte, bei dem sich alle versammeln: die neuen Stimmen, die Schreibenden, die erkannt werden wollen, die Verlage, die Agenturen, die Presse, die Veranstalter:innen, die Leser:innen – eine Börse, die vermeintlich nach dem next big thing sucht. Schon vor knapp zehn Jahren konnte man das Wort »Visitenkarte« nicht benutzen, ohne danach ironisch zu lachen. Das scheint beängstigend, störend auch, die ganzen Fragen nach dem Gegenwärtigen und was es zu leisten habe, drohen einen zu hemmen. Aber es lohnt sich zu fragen, ob das überhaupt stimmt, sich auf die Gespräche einzulassen, das Kennenlernen, den Austausch, die Freude und die Begeisterung über Texte. Denn obwohl viel über ein angebliches Haifischbecken geredet wird, versammeln sich hier doch vor allem Menschen, denen es um die Literatur geht. Die wissen, dass Authentizität, wenn man es mit diesem Begriff noch einmal versuchen will, mehr ist als die Aufzählung der Tatsachen. Es ist das Vermögen, eine Idee, einen Gedankengang, eine Situation, einen Zusammenhang, einen Komplex in einer Sprache zu fassen, die ihresgleichen nicht kennt.

»Hier fängt alles an«, sagte Lucy Fricke 2018 in ihrem Vorwort über den open mike. Ein Satz, der eine Wahrheit enthält, die nicht unbedingt etwas mit den schon genannten Visitenkarten, dem Scheinwerferlicht und allen Phrasen, die man rund um einen Wettbewerb zu hören bekommt, zu tun haben muss. Was hier anfängt, kann weitreichender sein: die Bekräftigung einer Entscheidung,

die am Ende nur Sie selbst zu treffen haben. Lassen Sie sich an diesem Ort etwas sagen, aber hören Sie nicht auf Geschwätz. Nehmen Sie sich, was Sie gebrauchen können, lassen Sie den Rest zurück, füllen Sie es selbst mit Bedeutung. Schauen Sie sich den roten Bezug der Stühle und die Beleuchtung an, entdecken Sie die Nachgiebigkeit des Parketts unter Ihren Füßen. Genießen Sie das Brimborium. Merken Sie sich, wer Sie waren. Nehmen Sie das Summen des Betriebs nicht allzu ernst, Ihr Schreiben dafür umso mehr. Sprechen Sie in der Sprache, die Ihnen zu eigen ist. Tauchen Sie mit Beharrlichkeit an Ihrem Schreibtisch auf. Hören Sie auf die Bewegung, die sich in Ihnen vollzieht. Umreißen Sie das Geheimnis.

Deniz Ohde wurde 1988 in Frankfurt am Main geboren und studierte Germanistik in Leipzig. 2016 war sie Finalistin des 24. open mike. Ihr Debütroman *Streulicht* wurde 2020 mit dem Literaturpreis der Jürgen Ponto-Stiftung sowie dem aspekte-Literaturpreis ausgezeichnet und stand auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises. Im Frühjahr 2024 erschien ihr zweiter Roman *Ich stelle mich schlafend*.

ADE AJAYI

A Euclidean view of Berlin as a cool place to be

Meursault und Meersalz

Kupfer, Sand
ein eisiger Geschmack
eine Welt ist gestorben
als ich frühlings in der Sonne badete
von meinem Zimmer aus erblicke ich utopische Minze
eine perplexen Wiese aus Plastik
grassiert auf dem Balkon
Mein Vater ein Cineast
der Körperlichkeit
ich entblößt
seiner Sammlung entblößter Körper
und wieder das schwarze Plastik
das schwarze Leder meiner Kindheit
ich entdeckte Oran und Onanieren
unter dem Erbrochenen des Staubes
Urin und Uranus riechen für mich gleich
unter dem Himmel dieses Zimmers

Ich konvertiere zu diesem Tiefseelesbianismus

Ich sage, ich habe Familie in London
aber ich

Ich habe niemanden

nur diesen tropischen Krebs in seinen 40ern, der mich ficken will
wie eine Wunde
wie eine wunde
Vaseline
Werde ich meine Einsamkeit zur Schau stellen

Ich wiederhole

wie eine Wunde

Werde ich meine Hässlichkeit zur Schau stellen

und ich werde ein Stück schreiben im Ballhaus in der Naunynstraße
und ich werde verkünden, dass mein Schmerz beispiellos in der Geschichte ist
Ich besitze die Audacity
und ich werde diese Stadt verlassen
diese gottverdammte Stadt

Ich werde es tun

Ich werde verkünden, dass eine Wunde so aussieht, wie ich mir eine Vulva vorstelle
meine Sexualität eine regressive Emulsion aus Benzin
unter der ich zu wünschen finde – – – ein tiefsitzendes Paradies

1.

Ich glaube insofern an meine migrantische Kindheit

an die Emulsion aus Staub und Licht und schwarzem Leder und Tisch aus Glas und Wiese
aus Plastik und Eukalypten, die in Autos wachsen und entblättertes Silber schwarzer Haut
und Afghanen aber nicht vor die hunde sondern an meine erste liebe dessen vater mensch
von herbert grönemeyer grölt nein singt

an balkone die flughäfen sind

Vielleicht habe ich kein Interesse an BDSM und Leder

weil das schwarze Leder der Kindheit

Couch, Gürtel, die trockene Haut meines Vaters

sich gewaltig über mich spannt

und ich allem Gläsernem

misstrau

Scherger erkennen in den Scherben

eines Fensters, dessen Welt einen trächtigen Hinterhof besitzt

in denen sonntage verdunsten in eine unmöglichkeit

chloride schönheit der großstadt schwimmbäder

so wie mir das unter-tauchen schwerfiel

schwermütig ohne viel Mut

begegne ich dieser sakralen Wunde

aller einsamen schwarzen jungen
deren glieder wie äste am winterhimmel hängen

2.

Ein kolossaler Verlust
des Bildes einer Mutter
eine Motte ohne die Begrenzung des
Lichts
Ich finde mich selbst wieder, auf seinem Bett
eine halbe Dose rohen Thunfisch essend
geschworen, ein nicht-pescetarischer Engel zu sein
aber alles Ausgeweidete erpresst
sich mir eine schreckliche Schönheit ///
so wie
die Erregung eines Kometen
eine Erektion und ein Leichenwagen
unsere Umrise oszillieren zwischen Hypothetischem und
Hypothek
meine Mutter um ein Jahrhundert überleben, das von
Zentauren und einem Zehntel Trauer bewohnt wird

3.

Bei offenem Fenster dösend
und an ein irdisches Zeitalter denken
an verdünnten Apfelsaft
und einer dünner werdenden Liebeslinie
die Kunst, Raum für etwas zu schaffen
dass keine Form hat
wie das Schälen von Orangen
unter dem Vorwand, dass es die Sonne sei

1.

Da ist nur eine leere
in der die eiszeit passt
das sehnen und die sehne
erblicke die unterseite einer vergilbten fensterbank
die letzte intimität des abends
die dunkelheit ist sich müde
sakrale wunde
diese stadt war zu lange wunde
um etwas anderes zu sein
meine wunde ist ein wunder
ich habe überlebt
über lebt hängt der exzess

2.

Plutonische Jungs
der Rhododendron dröhnt in euren Wunden
und ich wasche meine Augen in dem warmen Wind Mostars
denke an all die deutschen Frauen mit grünem Kajal unterm Lid

Rückkehr nach Reim

Trächtige Tränen Tracht
gieße die Blumen aus Sonne bei meiner Wiederkehr mit ihnen
Unter dem Eindruck
Sehniger Himmel, kariertes Abdruck der Gartenstuhllehne
und gleichgeschlechtlicher Peripherie
Ich hatte Dir noch nicht verziehen, D.
Du ambivalentes Stück Erde
Du heizt mit Körpern aus der Fernwärme
Und ich sage Dir, »das ist nicht sehr umweltfreundlich«
Aber Du bist eh nicht freundlich
Aplatziert
Immaterielle Immanenz
Immanuels nackte Oberschenkel auf Augenhöhe
Keine Heimkehr, hier Einkehr
kehre meine Entfremdung in meinen Thorax
Lese in Gedanken die Thora
Meine Entfremdung war nie die meinige, meine Unterlippe zittert

O-Atom

Atomisierte Orangenschalen und gebräuntes Zahnfleisch in der Sonne
Holunderblüten bluten auf meinem gebleichten Hemd
An der Haltestelle riecht es nach Asphalt und anorganischer Hitze
Du sagst, der Typ dort in Blau sei cute
Ich denke an Kernkraft
Wir drehen uns um
Süße Fäulnis nistet in den verschwitzen Ritzen dieser Tage

Poetiken der Süßmanstr.

Begehren (oder Durst?) ist der Plastiktriceratops an der tätowierten Ecke
Glitzernder Trizeps und brennende Oberteilchen
Ich sage mir selbst »Ich mochte nie wirklich Mais«
Aber meine Liebe hat andere Parameter hier
Paramilitante Libido und camouflierte Straßen
Einer Brigade, einer Brücke, einer Koalition aus Kohl und hundert Jahre ethnischer Kiefer
Wirst du begegnen in den Asphalt-Falten
Deiner lokalen Nachbarschaftspolitiken
Während wir umherwandern und uns gegenseitig
Blicke entmachtender Eingeständnisse schenken

ESER AKTAY

Das Segensmahl

Die Schlange vor dem Eingang des Clubs reicht vom Vorplatz bis zur Ludwigsbrücke, über die ich gekommen bin. Ich nehme den letzten Schluck von meinem Bier, das ich auf dem Weg getrunken habe, stelle die Flasche neben einen Mülleimer und mich zu einer Traube von Männern auf dem Vorplatz. Die Isar strömt unter uns hinweg. Ein kühler Wind streicht über die Dächer Münchens. Die Nacht ist mild und der Regen noch warm auf den Straßen. Männer mit Bart, Männer mit Glatze, junge Männer, alte Männer, Männer in Hemden, Männer in T-Shirts, Männer mit Ohrringen und Muskelmänner versammeln sich vor den alten Gemäuern. Ich stecke meine Hände in die Hosentaschen der Jeans und beobachte sie. Einer von ihnen wird heute meine Belohnung sein. Wie so oft am Ende einer anstrengenden Arbeitswoche. Ein Mann gefällt mir sofort. Er steht weit vorne. In einer Hand hält er eine Zigarette. Er ist etwa einen Kopf größer als ich, trägt einen rotbraunen Dreitagebart. Der Mann nimmt einen Zug von seiner Zigarette und sieht sich um. Unsere Blicke treffen sich. Er lächelt. Ich lächle. Der Mann zieht erneut von seiner Zigarette, schnippt sie auf den nassen Boden und macht eine Kopfbewegung in Richtung Clubeingang. Ich nicke ihm zu, bevor er im Club verschwindet.

Die Gänge sind dunkel, aber ich weiß genau, wo ich hinwill. Ich setze mich auf einen Hocker an der Bar. Der Barkeeper begrüßt mich mit einem Handschlag. Ich bestelle ein Bier. Sobald er es mir hinstellt, schütte ich es in mich hinein und bestelle bei ihm ein weiteres. Auch das zweite schütte ich in mich hinein. »Harte Woche?«, fragt er. Ich nicke und schiebe ihm die leere Flasche entgegen. Dann drehe ich mich um und suche den Mann mit dem rotbraunen Bart. Ich werfe einen Blick auf die Tanzfläche, kann ihn jedoch nicht entdecken. Vielleicht ist er auf der Toilette?

»Na?« Ein Mann mit blonden Locken stellt sich neben mich.
»Du bist ja ein sexy Macho«, brüllt er und fährt mit seiner Hand

durch mein schwarzes Brusthaar, das aus dem T-Shirt lugt. »Ich stehe auf Südländer wie dich.« Ich verdrehe die Augen, ducke mich weg und bewege mich auf die Tanzfläche. Der Beat wummert. Ich beginne mich zu bewegen. Neben mir schwitzen Männer, bewegen sich zum Bass, verhaken sich ineinander. Ich versuche mich zu entspannen. Ich schließe die Augen und konzentriere mich auf den Rhythmus. Ich bewege meine Schultern, meinen Kopf, meine Beine. Ich öffne die Augen und sehe mich erneut um. Der Mann mit dem rotbraunen Dreitagebart steht neben mir. Er wippt zum Beat. Dabei sind seine Ellenbogen dicht an seinem Oberkörper. Er dreht sich zu mir. Er grinst, er glitzert, er sieht mir in die Augen. Ich streiche ihm über die Wange, ziehe ihn an mich und küsse ihn. Einfach so. Er erwidert meinen Kuss. Ich nehme ihn bei der Hand und ziehe ihn weg von der Tanzfläche, hin zur Bar. Dort will er mir etwas sagen, ich verstehe ihn nicht und es ist mir egal. Ohne zu zögern, drücke ich meine Lippen erneut auf seinen Mund. Und er lässt es geschehen.

Am nächsten Morgen liegt er neben mir. Sein Körper ist zur Hälfte in eine weiße Decke gewickelt, die auch meine Beine bedeckt. Es ist ein später Samstagvormittag. Einige wenige Pflanzen stehen auf dem Parkettboden, ein paar auf dem Fensterbrett in der Sonne. Gegenüber von uns befindet sich ein Schreibtisch, über dem einige Postkarten kleben. »Proud to be gay« steht auf einer. Auf einer anderen sind zwei muskelbepackte Polizisten abgebildet, die sich küssen.

Etwas vibriert. Der Mann mit dem schönrostbraunen Bart dreht sich schlaftrunken weg. Seinen Namen habe ich vergessen. Ich starre die Decke an und versuche mich nicht zu bewegen.

Wieder vibriert es. Ich stehe auf und folge dem Geräusch. Es kommt von meiner Jeans, die mit anderen Kleidungsstücken durcheinander auf dem Boden vor dem Bett liegt. Ich greife in die rechte Hosentasche. Ich bin überrascht über den Namen auf meinem Handydisplay: Baba ruft an.

Ich schlüpfte in meine Unterhose, schleiche in den Flur, und in das Bad, das sich in der kleinen Wohnung schnell finden lässt. Während das Handy in meiner Hand noch immer vibriert, versuche ich

mich daran zu erinnern, wann wir das letzte Mal miteinander gesprochen haben. Ich schließe die Tür und setze mich ans Fenster.

»Hallo?«

»Hallo!«

»Ne yapıyorsun?«, fragt er, als hätten wir uns erst gestern unterhalten.

»Nichts«, sage ich. »Ist etwas passiert?«

»Hayir.«

Dann höre ich ihn in einem Atemzug Anlauf nehmen. »Ben sadece sana söylemek istedim: Wir werden deiner babaanne die letzte Ehre erweisen.« Seine Stimme klingt ruhig und bedacht. »Ihr ein hayır yemeği bereiten.«

»Kann ich dich später zurückrufen?«, frage ich.

»Evet.«

Wir legen auf. Babas Worte lassen mich innehalten. Babaanne. Einen kurzen Moment versuche ich mir ihr Gesicht ins Gedächtnis zu rufen. Es wirkt verschwommen. Ich öffne das Fenster des fremden Badezimmers. Ich atme tief ein. Ich blicke hinunter in den Hof. Dort steht ein kleiner Junge vor einem Hauseingang. Ein Mann kommt mit einem Kinderwagen aus der Tür. Der Mann setzt das Kind in den Wagen. Es lacht. Sein Lachen tönt bis zu mir ins Badezimmer. Dieses Mal mache ich es anders, denke ich, und schließe das Fenster.

—

Ich setze den Rucksack auf, schnalle ihn fest, sperre die Haustür ab und eile zur U-Bahn. Der Flug nach Izmir geht um fünf.

Am Flughafen angekommen, gebe ich mein Gepäck ab und stelle mich hinter die Menschenschlange, die sich vor den Sicherheitskontrollen gebildet hat. Männer und Frauen in Uniform stehen vereinzelt herum, beobachten die Fluggäste.

Ich schwitze.

Brille? Aufgesetzt.

Frisch rasiert? Ich taste meine Wangen ab.

Ordentlich angezogen? Das gebügelte Hemd spüre ich auf meinen Schultern.

Eine Frau dreht sich zu mir. Sie trägt ein dunkelblaues Kopftuch und einen schwarzen, bis zum Hals zugeknöpften Cardigan. In der rechten Hand hält sie einen Stoffbeutel, ihre linke Hand umklammert einen kleinen bunten Koffer. »Pardon, bu uçak İzmir'e uçuyor mu?«, fragt sie mich und zeigt auf die Anzeigetafel über uns. »Evet«, sage ich. »Bu-, burada sır-, siraya girme-«

»Du bist hier geboren«, unterbricht sie mich. »Ich höre das an deinem Türkisch.« Ich werde rot und wende mich ab.

Am Gate angekommen, setze ich mich auf den Boden. Ich lehne mich an die dicke Glasscheibe, die die Reisenden vom Flugzeug trennt. Mein Herz pocht. Ich versuche mich daran zu erinnern, wann ich das letzte Mal in der Türkei war. Wann war der letzte Besuch in dem Dorf, in dem meine Eltern aufgewachsen sind? Ich zähle die Jahre meiner Abwesenheit, bringe sie jedoch nicht zusammen. Dabei erinnere ich mich an babas Worte, die ich aus meiner Kindheit kenne. Ich habe sie abgetan, als wären sie nichtig in einer bayerischen Kleinstadt auf dem Weg zum Abitur. »Du musst wissen, wo du herkommst«, sagte er, »sonst weißt du nicht, wohin du hingehen willst.« Babas Worte werden lauter, sie bekommen eine Dringlichkeit.

Im Flugzeug schnalle ich mich an. Der Gurt drückt in meinen Bauch. Ich lehne mich zurück und warte darauf, dass die Maschine die Landebahn verlässt. Ich bin müde, aber schlafen kann ich nicht.

—

In Izmir setze ich mich in ein kleines Café im Flughafen. Ich bestelle Çay. Anne und baba sind zu spät, so bleibt mir noch ein wenig Zeit für mich, um durchzuatmen. Am Tisch neben mir sitzt eine Frau mittleren Alters. Sie trägt eine weiße Bluse und eine schwarze elegante Hose. Ihre Lippen sind rot geschminkt, die langen schwarzen Haare streifen ihre Schultern. Die Frau telefoniert. Sie spricht laut. Ihr Türkisch ist weich und melodisch, ihre Worte, sie fließen.

Ich wünsche mir, genauso sprechen zu können wie sie. Oft setze ich die Bausteine eines Satzes in meinem Kopf zusammen, spreche

ihn erst aus, wenn ich mir sicher mit der Betonung bin. Wenn Verwandtschaft aus der Türkei in Almanya zu Besuch war, traute ich mich nicht, mit ihnen zu sprechen. Wenn ich auf einer der zahlreichen türkischen Hochzeiten war, dann saß ich stumm am Esstisch. Bei den wenigen Malen, die ich während meines Studiums zu Besuch am Bodensee war, sagte baba immer wieder zu mir: »Rede Türkisch mit mir. Du kannst das, du musst es nur machen, dann wird es sich verändern.« Ich spürte sein Unbehagen. »Du kannst das«, versuchte er mich zu ermutigen. »Wir müssen es nur öfter üben.« Er fragte mich zuhause: »Was heißt ›Kissen‹ auf Türkisch? Was heißt ›Deckenlampe‹?« Er fragte mich im Supermarkt: »Was heißt ›Ananas‹? Was heißt ›Trauben‹?« Er fragte mich beim Spaziergang: »Was heißt ›Wolke‹? Was heißt ›Himmel‹? Was heißt ›Erde‹?« Einmal, ich war im Zimmer nebenan, da hörte ich anne zu baba sagen: »Sein Türkisch –, es ist gebrochen. Du kannst es nicht reparieren. Du musst ihn lassen.«

Der Çay tut gut. Er beruhigt mich.

Noch vor wenigen Stunden war ich in meinem Leben, das sich um meine Karriere dreht. In dem ich mir Strategien für irgendwelche CEOs überlege, Modelle entwickle, um Firmen einen Grund zu geben, ihre Angestellten zu entlassen. Nun sitze ich hier, trinke Çay, der nie in meinem Küchenschrank stand, und spüre eine Unsicherheit in meinem Nacken, die ich glaubte, vor vielen Jahren begraben zu haben.

Ich ziehe mein Handy aus der Hosentasche und lege es neben das Çay-Glas auf den Tisch. Ich öffne den WhatsApp-Chat mit baba. Dort steht fast nichts. »Kurban Bayramı kutlu olsun« oder »Doğum günün kutlu olsun«, das Übliche eben. Ich nippe am Çay-Glas. Kurz vor meiner Abreise hatte ich mit baba am Telefon gesprochen. »Um wie viel Uhr sollen wir dich abholen?«, fragte er mich. Seine Stimme klang aufgeregt.

»Gegen 19:00 Uhr Ortszeit müsste ich ankommen«, sagte ich.

»Tamam, anladım.« Baba legte auf, ohne Verabschiedung. Ich kenne es von ihm nicht anders.

»Bring mir ein Simit mit«, ruft ein junger Mann einem anderen hinterher, der in Richtung Theke geht. Sie müssten im selben Alter

sein wie ich. Der Mann am Tisch lässt einen bordeauxroten Reisepass, wie auch ich einen habe, in den Rucksack auf dem Stuhl neben ihm gleiten. Ich erkenne einen kleinen goldenen Adler darauf. Anne und baba hatten sich vor etwa zwanzig Jahren für die deutsche Staatsbürgerschaft entschieden. Anne erzählte mir, dass es für baba eine schwere Entscheidung war, die sich über viele Jahre gezogen hatte. Die Türkei, sagte anne, das sei Zuhause für baba gewesen: Die Feigen vom Baum neben unserem Haus, die Tomaten im Garten, die trockene Luft und das Plätschern des Wassers im Brunnen vor dem Haus von babaanne und dede. Aber es war anne, die sich sorgte. »Ich will nicht, dass unsere Kinder zurück in die Türkei müssen, um den Militärdienst zu absolvieren«, hörte ich sie eines Nachts auf dem Weg zur Toilette in der Küche am Telefon sagen. »Was passiert, wenn wir nicht mehr nach Almanya einreisen können? Und wir unser Leben hier aufgeben müssen?« Viele Monate später fuhren wir nach München zum türkischen Konsulat. Baba zog eine Nummer. Wir warteten in einem Raum mit zu vielen Menschen und zu wenig Stühlen darauf, aufgerufen zu werden. Zwei junge Männer saßen wenige Meter neben uns. Einer der Männer wurde aufgerufen. Er verließ den Raum. Kurze Zeit später kam er mit einem Stapel Papiere zurück. Er setzte sich zu seinem Begleiter. »Die Frau hat mit mir Türkisch gesprochen«, sagte er und ich konnte die Sorge in seiner Stimme hören. »Ich habe kein Wort verstanden!«

Mein Handy klingelt. Es ist baba. »Dışarıda bekliyoruz«, sagt er schnell und legt auf. Ich springe auf, lasse den halb ausgetrunkenen Çay auf dem Tisch stehen und renne zum Ausgang des Terminals.

—

»Ich kann gar nicht glauben, dass du gekommen bist«, sagt anne auf dem Beifahrersitz. Baba sagt nichts. Er konzentriert sich auf die Straße. Baba ist elegant gekleidet. Kurzärmeliges Hemd, lange Hose. Ich kenne ihn kaum anders. Obwohl seine Haare grau geworden sind, wirkt er jünger als viele andere Männer in seinem Alter. Anne trägt eine hellblaue Jeans und ein rotes T-Shirt. Sie liebt kräftige Far-

ben, besonders Gelb, Rot und Grün. Ihre schwarzen Locken hat sie zu einem Dutt zusammengesteckt.

Es dämmt. Ausgedörrte Gräser ziehen an uns vorbei. Zwischen ihnen vereinzelt Bäume, die ihre grüne Farbe in der Hitze verloren haben. Seit etwa einer halben Stunde sitze ich im Auto und wir haben kaum ein Wort miteinander gesprochen. Meine Hände sind schwitzig. Ich lege sie auf meine Knie und versuche mich dabei zu entspannen. »Was muss noch erledigt werden?«, frage ich, um die Stille zwischen uns Dreien zu überbrücken.

»Wir hatten viel zu tun.« Die Antwort kommt nicht etwa von anne, wie ich es erwartet hätte, sondern es ist baba, der spricht. Sein Blick im Rückspiegel bleibt kurz an mir haften. »Die letzten Tage haben wir damit verbracht, einen Koch zu finden. Einen dede haben wir nicht gefunden, wir haben die ganze Provinz abgesucht.« Er wischt sich ein paar Schweißperlen von der Stirn. Ich sehe seine Augenlider in den Schoß fallen. »Vergeblich. Und noch immer muss einiges erledigt werden. Tische und Stühle müssen aufgebaut, Zutaten für das hayır yemeği in der Stadt abgeholt und-«

»Der Großteil ist erledigt«, unterbricht ihn anne. Ihre Stimme wirkt sanft und beruhigend. »Morgen Abend werden wir über die Nacht mit Freunden und Verwandten gemeinsam kochen, und am darauffolgenden Morgen mit der Dorfgemeinschaft speisen. Danach haben wir noch zwei Tage, um uns auszuruhen.«

Die Traditionen der Aleviten sind mir noch ferner als meine Eltern, die Türkei und das Dorf, in dem ich die Sommer meiner Kindheit verbracht habe. Ich habe nicht den Mut, anne und baba danach zu fragen. Nicht jetzt, nicht hier, nicht nachdem wir uns so lange nicht gesehen haben.

Anne auf dem Beifahrersitz und baba am Steuer. Ein Bild, das ich aus meiner Kindheit kenne, aus meiner Jugend und als junger Erwachsener. Jedes Mal, wenn baba und anne, meine beiden Brüder und ich mit dem Auto zum Einkaufen, ins Schwimmbad oder in die Türkei gefahren sind, saßen wir an denselben Plätzen: Baba links vorne, eine Hand am Lenkrad, die andere auf seinem rechten Oberschenkel, stets bereit, die Kupplung zu betätigen, und anne neben ihm, auf ihrem Schoß die kleine Handtasche aus schwarzem

Kunstleder, die sie auch heute bei sich trägt. Ich sitze hinter anne auf der Rückbank und stelle mir meine beiden Brüder neben mir vor. Mein kleiner Bruder links von mir in der Mitte, mein großer Bruder neben ihm, hinter baba.

Meine beiden Brüder sind in Deutschland geblieben. Beide haben wie ich wenig Kontakt zu anne und baba. Über die Jahre sind wir uns fremd geworden. Wie alte Freunde, die mit einem aufgewachsen sind und denen man über viele Jahre nicht begegnet ist. Mein großer Bruder kommt anne und baba nur selten besuchen. Er führt ein völlig anderes Leben, als ich es tue. Er ist verheiratet und erwartet bald sein erstes Kind. Und mein kleiner Bruder war derjenige, der mich aus dem Nichts anrief, mich am Telefon fragte, nicht verstehend, warum ich nach all den Jahren in das Dorf fahren wolle. Ich schluckte, konnte nicht aussprechen, was ich mir erhoffte, und sagte, ich müsse das tun, jetzt oder nie. Und am anderen Ende der Leitung sein Seufzer, groß und laut. Mein Blick wandert von den leeren, dunkelblauen Sitzpolstern nach draußen. Der Himmel hat sich rosa gefärbt. In wenigen Stunden werde ich im Dorf unserer Kindheit sein, nur ich, ohne meine beiden Geschwister. Nur anne, baba und ich.

MURI DARIDA

Neue Leichen braucht das Land

»Sanyi-Onkel, ihr habt'ne Knarre, oder?« Sanyi saß in einem höhenverstellbaren Sessel einen Meter vom Fernseher entfernt und zappte zwischen Handball, Fußball und DonauTV. »Eine Slavia 630, die hab ich damals in der Tschechoslowakei gekauft.« Ganz unten im Kofferraum habe er die Knarre deponiert, darüber sehr viele Kinderschuhe. Die Grenzpolizei habe nur die Kinderschuhe entdeckt. Kinderschuhe zu importieren war verboten, also habe er Strafe zahlen müssen. Geld habe er dabeigehabt, aber im Socken und habe es vor der Grenzpolizei nicht auspacken können.

»Warum hast du sie nicht einfach erschossen?«, fragte Csongi.

»Ist nur ein Luftgewehr.«

»Kann ich's mal benutzen?«

»Klar, frag Zsófi, die schießt im Klub. War ja schon als Baby ein Terrorist!«

Csongi saß auf dem Sofa zwischen Sanyis Sessel und einem gerahmten Foto auf der Kommode: Zsófi im Hochsitz vor einem Kuchen in Marienkäferform, die Zähne verschmiert von Rahm und Schokolade. Mit vier Zacken einer Plastikgabel weidete sie den Käfer aus. Ohne die Augen vom Fernseher zu nehmen, redete Sanyi von seiner Zeit beim Militärdienst. Wie er gepiesackt worden war, als Sohn und Bruder zweier Dissidenten, und ans komplett andere Ende des Landes geschickt wurde. Wie er immer über Budapest gefahren und dann vom Ost- zum Westbahnhof zu Fuß gegangen sei und so bis heute eine innere Landkarte der Stadt in sich trage, ganz ohne Smartphone. Schlaue Menschen kämen weiter als schlaue Telefone, sagte er. Man müsse sie nämlich nicht aufladen. Er selbst ging einmal pro Woche zur Dialyse.

Zsófi hingegen wäre komplett aufgeschmissen. Ohne Karte vom Ost- zum Westbahnhof finden, kochen, putzen, nichts davon hätte sie drauf. In einer Familie wie der von Sanyi sei sowas kein Problem. Aber wenn sie in eine konservative Familie heiratete – jetzt

drehte Sanyi zum ersten Mal seinen Kopf zu Csongi – dann reichte es nicht, auf dem Telefon herumdrücken zu können. Bei »konservativ« hatte er von Fußball zu DonauTV gezappt.

»Sanyi Bácsi, ich muss jetzt leider schießen lernen«, sagte Csongi, statt Zsófi zu verteidigen. »Recherche.«

»Ja, mach das. Das Land braucht mehr Jäger und vor allem mehr Leichen.« Sanyi zielte mit der Fernbedienung auf Viktor Orbáns Gesicht, das gerade im DonauTV eine Rede hielt, und Csongi schlich zu den anderen Verwandten auf die Veranda. Das Fliegen-gitter schnappte beim Schließen.

Wortlos krümelte Csongi Kürbiskernschalen und Tabak auf das abwaschbare Tischtuch mit den hellbraunen Blüten auf gelbem Grund. Die anderen besprachen solange die Preise für Hühner-rücken, -brust und -beine, das neue Auto vom Nachbarn gegen-über und Familienmitglieder aus Deutschland, die sich eventuell für was Besseres hielten. Das Geheule des Hofhundes zerriss jeden zweiten Satz. Leicht versetzt schrien alle seinen Namen, die Klappe sollte er halten, gleich käme der Volkserzieher, schämen sollte er sich. Der Volkserzieher war eine mit Nägeln befüllte Plastikflasche. Jedes Mal, wenn eine:r aus der Runde damit rasselte, schaute Lori betreten zu Boden und ließ die zwei Waschlappen an seinem Kopf hängen. Stand der Volkserzieher wieder auf der Tischdecke, jaulte der Hund erneut los, bis Sanyi irgendetwas von der Slavia 630 aus dem Wohnzimmer brüllte und jemand anderes zur Flasche griff.

Zsófi saß während der ganzen Zeit über Sehnen und Muskeln auf ihrem Tablet gebeugt, lernte für die Anatomieprüfung und sprach kein Wort. »Zsófi muss sich an der Uni Leichen anschauen«, sagte jede Person auf der Veranda außer Zsófi und Csongi min-destens einmal und ohne Kontext. Beim vierten Mal hob Zsófi beide Augen und schaute in die von Csongi. »Und du willst schie-ßen lernen?«

Das Gewehr war glatt und kalt, die Kanten des Abziehers scharf. »Hier schmeckt's am besten!«, beteuerte ein Blechschild aus einem Provinzrestaurant, in dem Sanyis Sohn und Zsófis Vater als junger Mann gearbeitet hatte. Vor seiner Tätigkeit als Postbote war er Koch gewesen und hatte die beste Pizza mit dem mächtigsten Rand und

der dicksten Schicht Käse im ganzen Landkreis gebacken. Heute trug er Briefe aus und brannte hier in der Garage Schnaps gegen die Inflation. An der Wand hatte Zsófi ein Blatt Papier festgepinnt. Sechs weiße Kreise umschlossen vier schwarze, genau im Zentrum der Zielscheibe starrte eine weiße Pupille in Csongis Augen. »Da guckst du jetzt durch«, sagte Zsófi und tippte auf eine winzige Mulde, schob den Zeigefinger von der Kimme über den Lauf bis zum Korn. Csongi spürte, wie die Finger begannen, das Metall anzubabbern, seine Kälte einsogen, spürte den Schweiß langsam von den Fingerkuppen in die Handflächen kriechen. Zähes Ethanol aus dem Schnapsbrenner überzog Csongis Hirnhaut.

Zsófi riss Csongi das Gewehr aus der Hand, ruckend, weil der Zeigefinger noch am Abzug hing und klappte den Lauf über den Verschlusskasten. »Dich brauchen wir noch«, sagte sie zum Geschoss, ließ den Lauf einrasten und legte ihn Csongi auf die Schulter. »Hajrá!«

Die Muskeln unter Csongis Nacken fraßen sich ineinander. Das rechte Auge war wie in Deutschland üblich das deutlich schlechtere, aber es hatte keinen Sinn, das linke zum Zielen zu nehmen, solange die Knarre auf der rechten Schulter lag. Das schwarz-weiße Augenkaleidoskop an der Wand ließ sich nicht fixieren, schlängelte sich ineinander und Csongi wurde übel, die Luft war zu scharf, das Gewehr zu schwer und der eigene Körper zu tolerant für den Rausch der Hoffnung auf Rache und Gerechtigkeit. Zsófi stand mit halb geschlossenen Augenlidern und halb verschränkten Armen an der Wand. »Alles gut?«

Alles bestens. Ein gestohlenen Gewehr zu suchen und mit dem Hungária EuroCity nach Deutschland zu schmuggeln: eine ausgezeichnete Idee. Einem Blutsverwandten damit ins Gesicht zu schießen: grandios! Nicht zu übertreffen der Einfall, mit diesem fucking Luftgewehr zu üben, den Mord aber mit einem Jagdgewehr zu planen. Eh, und wenn Csongi jetzt ans Pizzaschild schoss statt in die Zielscheibe, dann konnte Csongi morgen einfach zurück nach Berlin fahren, Studium abschließen, Videos im Internet posten, Namensänderung beim Standesamt beantragen, Pass abholen, irgendwo in den Urlaub fahren, wo man nicht verboten war, what-

ever, irgendwas machen, wo Dilettantentum niemandem schadete. Csongi kicherte über das Wort »Tantentum«, legte das rechte Ohr über das Gewehr wie über ein Telefon, ließ es von Zsófi in Position rücken, schob den Blick über die Kimme bis zum Korn, schob ein »Bazzeg« (»Fuck it«) durch die Zähne und schoss. Spürte den Wumms erst in der Brust, dann im Kopf. Ein Donnern wie aus einem fernen Universum, ein Riss im Herz und dann im Trommelfell. »Aztakurva.«

Schultern bockhart, Unterlippe abgekaut. Mit zusammengekniffenen Augen im Garten der Journalismus-Akademie liegen. Weißabgleich, Einstellungen und Zielen üben. Formen verrühren. Irgendjemand hatte immer eine Geranie vor die Kamera gehalten, weil Vordergrund macht Bild gesund. Schatten in- und auseinanderfalten, Himmel und Hölle. Totale, Halbtotale, Nahe, Halbnahe, Detail, Beauty-Shot. Mit Krusten in den Lid- und Mundwinkeln und Grashalmen in den Haaren war Csongi über den Boden gekrochen, auf Bäume geklettert, hatte durch Fensterscheiben gefilmt, die Wimpern der Menschen vor den Kameras gezählt, um scharf zu stellen, rein ins Auge, rein in den Hals bis in den Bauch. Rein in das Dreckigste, Sakralste, Gehütetste, was die *Protagonisten* in sich trugen.

Schon immer war Csongi süchtig nach dem Ekelfilm, der sich über die Geheimnisse der anderen legte und ihnen erleichterte, ihr schleimiges Schweigen in die tiefsten Winkel ihrer Organe zu schieben. Csongi liebte das Perverse. Die eigene Sexualität war nicht damit gemeint, die war pretty basic. Ebenso Csongis Geschlecht, auch wenn die vermessene Masse jenseits des Zauns es gerne begaffte, mutmaßte, maßregelte und Wörter ausließ – sei's aus Liebe zum Maßstab, sei es aus Hass.

Also gaffte Csongi zurück. Hielt drauf. Immer drauf. Robbte mit der Zunge zwischen den Zähnen über den Boden und folgte dem Geruch der Bilder, dem schaumigen Eisen von Blut, Gesichtern im toten Winkel, dem Flackern der Lider, dem Knacken in den Stimmen, wenn Menschen ihre Zensur unterbrachen, weil das nachtblaue Samt in Csongis Augen sie betrog. Bilder aus Samt, Bilder

aus Salz, Bilder aus Blut, Bilder aus Scham. Csongi fing sie alle ein und knallte sie den Leuten da draußen wie einen toten Vogel an die Scheibe.

»Du schießt ja noch immer.« Zsófi stand mit der gleichgültigen Selbstverständlichkeit einer Schaufensterpuppe im Türrahmen.

»Ich hab dich gar nicht gehört.«

Zsófi prüfte eine Haarsträhne zwischen ihren Fingern. »Du hast ja auch geschossen.«

Csongi stellte das Gewehr ab, verhakte die Hände hinter dem Rücken und drückte sie Richtung Steißbein. Aus irgendeinem Gelenk ploppte das Gas, als hätte jemand in Csongis Brustkorb eine Flasche Sekt geköpft. Der Blick der Cousine fuhr kurz über die Vorderseite des Cs aus Csongis Hohlkreuz. Den perfekten Halbkreis zwischen Hals und Schritt.

»Macht dir das eigentlich Spaß?«

Csongi klickte mit den Fingern.

»Das ist nur Gas aus der Gelenkschmiere, nicht deine Knochen«, sagte Zsófi.

»Was?«

Zsófi legte ihre Haarsträhne zurück zu den anderen und zeigte auf das Gewehr. »Ob dir das Spaß macht?«

»Sieht es nicht so aus?«

»Nichts an dir sieht aus, als ob es dir Spaß machen würde.« Zsófi rieb sich mit dem Unterarm die Augen. Vermutlich hatte sie an der Uni zu viel über Bakterien gelernt. »Außer wenn du rauchst«, sagte sie.

Csongi griff reflexhaft nach dem Tabak. Ging jetzt aber nicht.

»Mir macht es auch keinen Spaß«, sagte Zsófi.

»Schießen?«

»Ja.«

»Hä?«

»Was hä?«

»Warum bist du dann im Schießverein?«

Zsófi schaute frei von Fokus an die Wand mit der Zielscheibe.

»Ich fahre gerne Auto!«, sagte sie dann.

»Aha, und warum bist du im Schießverein?«, fragte Csongi und Zsófi prüfte kurz die Unterseite ihrer Shellac-Nägel.

»Der Vereinsleiter hat einen VW-Bus«, sagte sie. »Und nach den Turnieren trinkt er mit den anderen gerne einen oder zwei.«

»Und deswegen gehst du jede Woche zum Training?«

»Ist auch praktisch, wenn mal Krieg ist«, sagte Zsófi und kontrollierte ihre Achseln auf Deoabdrücke.

»Ich fahre auch voll gern Auto«, sagte Csongi und lud die Knarre über dem Knie.

Zsófi machte einen Schritt zur Garagentür und grunzte, weil der Hund ihr in den Bauch gerummst kam. »Sag mal, Lori«, schrie sie, und »---olkserzieher holen« war das Letzte, was Csongi hörte, bevor der Schuss erst im Herz, dann im Kopf und zuletzt im Ohr stecken blieb. Das Gesicht wurde wattig, wie beim Zahnarzt, ein unfassbar langsamer Tornado mit einem Knoten als Zentrum schob sich von Csongis Bauch nach oben in die Brust, die Gedanken veränderten ihren Aggregatzustand und traten aus Csongis Schädel, umkreisten ellipsenförmig den Kopf. Csongi hörte den Schlag weder im Herz noch im Ohr, als der Hinterkopf auf den Beton knallte. *Katona dolog.*

»Spürst du den Atem? Haben wir Cola hier? Soll ich den Notarzt rufen? LORI, HALT JETZT DEINE FRESSE!« Csongis Ohren klingelten leise von Loris Heulen, Sanyis Geschrei und vom letzten Schuss.

Zsófi legte ihren Zeigefinger auf die vom Schweiß angefeuchteten Haare über Csongis Oberlippe. Ihre Fingerkuppe roch nach Kamille. Csongi ließ die Augen zu, einfach um keine Cola trinken und keine Sorgen abtragen zu müssen. Etwas kitzelte im Beckenboden. Csongi musste pinkeln. Also doch Augen auf.

Sanyi piff ein Geradenochmalgutgegangen-»Fiuuuu«. Mit einem Handgriff rieb er sich die Sorge aus dem Gesicht und schob die Brille zurück zur Nasenwurzel. »Was machst du denn mit uns?«

»Tut mir leid ...«

»Du musst dich sicher nicht entschuldigen«, sagte Zsófi.

»Doch«, protestierte Sanyi. »Doch, wer den ganzen Tag in die-

sem Dunstschuppen hier rumballert und Kette raucht, statt unser Pörkölt zu essen, und mir dann einen halben Herzinfarkt beschert, muss sich entschuldigen.«

Er versuchte, in die Hocke zu gehen und Csongis Kopf zu streicheln, doch auf halber Strecke streifte sein Kreuz. Also winkte er von oben und sagte so leise »Du musst dich nie entschuldigen, mein kleiner Stern«, dass Zsófi es trotzdem hören konnte, und machte sich wieder auf den beschwerlichen Weg in die Vertikale. »Ich hole jetzt Cola – oder willst du lieber Traubiszóda?«

Csongi bockte sich auf dem Unterarm auf und ruckelte mit dem Kopf.

»Ich hole einfach beides«, sagte Sanyi und wich auf dem Weg zur Veranda Lori aus. »Helyedre, Lori!« (»Geh auf deinen Platz!)

»Du nimmst – Medikamente?«, fragte Zsófi.

»Nur so ein Gel.«

»Hormone.«

»Ja.«

»Die haben aber keinen Schwindel als Nebenwirkung«, sagte Zsófi.

»Ja.«

»Du bist angespannt.«

»Ja?«

»Immer.«

Sanyi kam mit einem Tablett mit sechs Gläsern für drei Leute und einem Kristallaschenbecher über den Hof geschlurft. Gleich würde er an der Garagentür ankommen und wenige Atemzüge nach ihm seine kaputte Hüfte. Aus seinem Mundwinkel dangelte eine Pfeife.

Zsófi sprach so schnell, dass sie die einzelnen Wörter verkippte. »Wenn du Testosteron nimmst, hast du ein erhöhtes Risiko für Schlaganfälle. Du musst auch Sachen machen, die dir Spaß machen. Und essen.«

»Hast du das an der Uni gelernt?«

»Nein, ich hab's gegoogelt – auf meinem *schlau*en Telefon.« Sie rollte die Augen Richtung Sanyi.

»Warum?«

»Wegen dir!«, rief Sanyi und nuckelte an dem Mundstück seiner Pfeife. »Wegen dir habe ich fast einen Herzinfarkt bekommen.«

»Ihr bekommt beide einen Herzinfarkt, wenn ihr weiter quarzt wie zwei Fabrikschornsteine«, sagte Zsófi und nahm Sanyi das Tablett aus den Händen. »Oder COPD. Oder beides.«

»Ich würde mich ehrlich gesagt freuen, eines natürlichen Todes zu sterben«, sagte Csongi und Sanyi stopfte seine Pfeife. Zsófi ging knackend in die Knie und sagte Csongi ins Ohr: »Dann hör mit den Hormonen auf, bevor es zu spät ist.«

Sanyi schlug den verbrannten Tabak aus seiner Pfeife in den Kristallaschenbecher. Dreimal hintereinander, wie ein Richterhammer.

»Entschuldige?«, fragte Csongi.

Irgendetwas brach Zsófis Make-up-Schicht auf und mit ihr ihr ganzes Gesicht. »Sie hassen euch doch.« Sie zeigte nach oben, nicht nach draußen.

»Zsófi, es ist andersrum.« Csongi exte ein Glas Cola und krümelte Tabak in ein Zigarettenpapier. »Deshalb habe ich damit angefangen.«

du stolperst

du kartierst

(zeichnest

jede linie nach)

rasen

römerpark

buche ahorn

zellulosefasern

gebleichtes papier

you trace

the negative space

black ink

vor zehn monaten

hingen hier

lila lampions

vielleicht ist es juni

zählst kleeblätter

erreichst

die untere linke ecke

des bildes

ganz nah

am seitenrand

clear-cut and monochrome

a precisely measured

periphery

où le ciel et la terre se touchent

du holst tief luft
tauchst ein
mit dem kopf voran
ins bild

in die atmosphäre
blau

lässt hinter dir
jutebeutel
haustürschlüssel
memorabilia

your face tingles slightly
alles hier
pollen plasma

(der interstellare raum
kein park)

du hängst
in den wolken
ultraviolett

deine lungenflügel
schwerelos

du denkst
so
this
is
breathing

wellenlang
streckst du deinen arm
nach vorne

greifst

nach jedem
einzelnen molekül

einen schritt

weiter

verlässt du

das bild

first images (july 12, 2022)

hoch
hoch
oben

schwebst du nun
kaleidoskopisch

hast dich
gefressen durch
beryllium

your engineered
cocoon

hast dich
ausgefaltet
alle hexagone

one wing
after another
bienenwaben
es ist dunkel

bereitest dich
auf winter vor
schlaf
es ist kalt

die astronomen
flüstern zu ihren bild
schirmen

honig infrarot
alles filter alles
malen nach zahlen

alles fremde sonnen
alles

warten leben lang
auf erste bilder

tropfenden
honig

motte zu mond und mond zu motte

I.

light and airy
der schwerkraft entgegen
vibrierende antennen
strecken sich
richtung silber

nocturnal insects
use the moon for orientation

astronomen auch

II.

bist du nicht müde

morgens rorschach

in der kaffeetasse
mokka gold und nebula

yet no signs to interpret

auch deine wetter-app
zeigt nur wolken
regen ist wahrscheinlich
80 % um genau zu sein
das lorazepam ist
abgelaufen

even your horoscope
is cryptic too

you should know
your metaphors

jede butterblase
deines croissants
(samstag morgen)

could eventually

expand
expand
expand

on the impossibility to photograph the moon

mattweiß
auf retina-screen

my iphone fails
to photograph the moon

wünsche ich mir doch
flaschen zu füllen
sie zu beschriften
dies war der mai
dies ist alles
was war

in retrospektive
mag ich

wie weich
sanft samtig
es leuchtet

how it does not hurt
the eye

in retrospektive
flattern wir
um glühbirnen

dark matter und andere ungewissheiten

it is now time to get comfortable
with the things you cannot know

hier ist eine liste:

die 90 % dunkler materie
die die luft unbemerkt beschweren

die 9 von 10 unversendeten nachrichten
die den äther nie erreichen

die 328 tage im jahr
die du in den cumuli verschläfst

die vielen partikel
unbekannter materie
in körpern
 until your mother tells you
 about tumor markers on the phone

it is now time
get comfortable with this

close your eyes and see

kosmologie im kleinform

up close
more amber
 than aventurine
birthmarks sonne
der märz
 ein mikrokosmos

ich lerne lesen

syntax neu
semantik neu

wir schreiben
das alphabet neu
zeichen für zeichen

suddenly
the black dark space
isn't empty

denke kreise

denke 360 grad
denke dienstag
denke samtsofa
denke plattenspieler
denke green tea
denke floppy disks
denke monadologie
denke umlaufbahn
denke klimt tarotkarten

denke *reallyreally*
denke *anch'io*

show me

wir schweben in outerspace

eine ganze weile schon
treiben wir
 auf einem kleinen stück
 garten
unserem eden

vor der neuschreibung
der geschichte
 worten

jahren
toxischer aerosole

wir sollten es kennen
das mit dem atmen
ein aus
 ein ein ein

hier sind wir nun
 driften in milch

alles jasmin alles juni

wassermelonen
schmecken anders

wir halten uns fest
am vokabular
 garden jardin garten giardino

hängen lametta
in den hinterhof

kippen die fenster
die luft reicht für zwei

weltende auf jupiter

gestern vor 29 jahren
wusste niemand
von der schwerkraft
das heißt jemand
wusste schon davon

gestern vor 29 jahren
when the sprinkles
of shoemaker-levy 9
hit the atmosphere
of jupiter
wie karnevalskonfetti
flimmernd

brandzeichen
lesen semiotiker
spiritisten und astronome
gern

auch heute
glüht noch was
am südpol
in infrarot

in between
the sulfur aquatic sage
eggshell crema
swirls

astronaut swimming in space

wobei sie eher

treibt

im lila

magenta

azur

müde

pendelt sie

von rechts nach links

von links nach rechts

keine suchmaschine

erklärt dir das

zeigt 8170000 ergebnisse

astronauts commonly

experience sleep deprivation

in space flight

immer noch müde

treibt sie weiter

von links nach rechts

von rechts nach links

das internet vergisst

keine namen

das dunkle glas

ihres helmes

spiegelt nichts

wider

es ist die loop version des videos

zum unterschied zwischen kreis und ellipse

kann ich nur sagen
es tut mir leid

it is impossible
to remain
the same
in here

alle kreise sind ellipsen
aber nicht alle ellipsen sind auch kreise

planetary orbits are
elliptical

planeten verlassen selten
ihre umlaufbahnen

ANDRÉ LOURENÇO

warte und |

warte |

Asche

ich bin aufgestanden, dachte an. ich dachte zuerst an dich, doch nein. ich dachte, nein. ich brauche Sonne. ich brauche wieder etwas Wärme – eine etwas andere, was ich normalerweise nicht, aber diesmal tu ich das.

ich setze mich auf den Boden hin, hier, bei der Heizung, nicht zu nah. lieber noch ein bisschen näher. nur anders, entfernter, mit Pulli, damit das Heisse mich nicht trifft. auch wenn mich mehr als diese Wärme trifft, waren es damals die Handschuhe meines Vaters, wenn er mich anfasste.

nur besorgte Hände durften mich damals berühren. die nackten Hände meiner Mutter und das Meer. oder die entfernte Berührung des Vaters und der bewölkte Himmel und ich, wie ich sie beide liebte.

wie ich sie auch verlor und beide noch sind es immer diese Erinnerungen, die unbestätigt bleiben – bis ich mich an sie erinnere. ich bestätige mich selbst in ihnen. ja, das war ich. nein, das bin ich nicht, das Meer, wie ich mich gerne sehe. und den Himmel sehe ich auch nicht von meinem Zimmer aus. ich weiss aber, es ist Nacht.

was auch immer ich in diesem Moment denke, das war ich mal und bin nicht mehr. das vergesse ich gerne. die Erinnerungen verirren sich und ich mich in ihnen, oder anders ausgedrückt.

vermisse ich wen? ich stehe wieder auf, ich merke, es ist Zeit. ich sollte los, ich sollte gehen. mehr vermischen als die beiden, wo ich jetzt in all den Jahren endlich aufgestanden bin – um mich wieder hinzusetzen.

ich kann nicht aufstehen. nein, falsch, ich kann, nur will ich nicht. ich will nicht aufstehen, muss nicht mehr. ich war viel mehr, als ich zu sein hatte. ich war zu viel und mehr zu sein hatte die blutte Brust des Vaters nicht.

wonach ich suchte, wusste ich, ich wusste, habe gewusst, dass ich nichts finde. aber gab mir Vater etwas von der braunen Haut, die ich vermisse. wieder etwas von dieser Wärme, Sonne über alle Sterne, Sonne hinter dem bewölkten Himmel.

im Baukasten meine Schildkröte, meine kleine, kleine Schildkröte und wie sie erschrak. es war die Feige. sie kam mir zunächst süß, dann süßer, langgestreckt und feurig süß und feucht vor. feucht der Nachgeschmack, die Erinnerung. nass die Augen, die anwesend waren.

daran erinnere ich mich nicht, wenn ich nicht darüber nachdenke, weshalb sie ergeht. Heimat, ich, die Sonne, *mãe*.

der Schlag, ein Lärm, der mir fortan vertrauter wurde aus der Enge meines Zimmers, ohne Vater, Mutter, Vater, Mutter, ich und als die kleine Schildkröte aus meiner Erinnerung verschwand.

ich stehe auf. laufe hin zum hin in raus
auf die Strasse. zum Friedhof links und
rechts die kleineren Wege bis zur Bank.
dort setze ich mich wieder hin. dort setzt
das nass getaktete Plätschern des Re-
gens ein, zwei – vielleicht halten wir uns
drei zusammen warm.

zwischen beiden unter der Decke, die
Kronen und wie ich trocken bleibe. der
Abend ist morgen wäre Flut in dieser
Nacht diese Berührung, als ich noch da-
ran gedacht habe, die Lieblichkeit, der
Zaun, die eigenen Pflanzen, wieder, kühl.

ich bleibe sitzen stehen und starre in das
Dunkle dieser Nächtlichen in die Szene –
Mutter, Vater – an einem sonnigen Tag am
Meer.

mein Vater versteckte seine Hände,
wenn er sich mir zuwandte. er duckte
sich auf meine Höhe, um mir ins Gesicht
zu spucken. für den Fall, ich hätte ihn
missverstanden.

meine Mutter hielt mich an den Schul-
tern, drehte mich, weg von ihrer bluten-
den Nase, hin zum sauberen Spiegel. wir
waren eine Familie.

sie lächelten beide, damals, waren es
noch gesonnte, lange kindheitliche Tage,
die zu einer einzigen Erinnerung gefaltet,
griffbereit, womit sich Mutter ihre Nase
putzte.

der Tag, an dem ich geboren wurde der
Tag, an dem sie diese Linie zwischen uns
erzogen. zwischen Himmel und Erde die
Entfernung zwischen mir und den Ge-
wässern, mir und diesen Nebeln, Sonne.

ich bin verschwunden mit der Nacht auf
Wegen und Gassen im Schatten. ich bin
unterwegs zurück oder auch nicht. wo
war Zuhause?

der geradeste Weg führte irgendwann zu
Mutter. Vater nahm mich mit auf Umwe-
gen zur Entdeckung aller Zuhause, aller
Mütter und Tanten und Onkel und Väter,
und Brüder und Schwestern, die mir
plötzlich näherstanden. ich ging einmal
mit, um nie wieder gewarnt zu werden,
dass nur meine Mutter fehlte.

meine Mutter warnte mich, ich solle auf-
passen, mich achten, nicht bewegen, bis
sie wiederkam. ich blieb stets stehen, bis
sie wieder länger brauchte, keine Eile,
lernte ich die Stille sein. ich lernte ruhig
zu folgen.

weshalb ich wieder daran denke, wieder,
ich denke wieder daran und bleibe ste-
hen. Vater bleibt dort immer hängen. und
Mutter trifft mich immer wieder. Vater ist
zurückgeblieben – und Mutter würde
mich betreffen.

es ist nicht die Handlung, die mich beschäftigt. ich kann mir nur zu gut vorstellen, was ich nicht lernen kann. ich kann vergessen, darüber leiden und schweigen. und weil ich darüber hinaus eine Stimme habe, wenn ich mich verkörpert zeigen muss, äussern sich die Sorgen gegen aussen – sofern du anwesend bist.

irgendwann vergeht auch ein unglückliches Leben, wenn das Leben so oder so verstanden werden kann. und so, wie ich das sehe, ist kein Abschied relevant, den es nicht gibt, auch wenn mich Mutter immer zu besänftigen versucht hat.

der Schluck Wasser nach den Tränen und wie das Wasser nur noch nachgesalzen werden soll und wieder runtertropft zur Lippe, bleich. zum Kinn, zum Schluck, zur Träne, zurück, in die Nacht, irgendwann – ist bald.

es ist vielleicht die Nacht und nicht der Tag. vielleicht der Mond und nicht die Sonne. auch jetzt gerade in der Brust, diese Erlaubnis, dieser Druck – und diese aschige Wärme.

ich habe nicht daran gedacht, mit dir zu teilen. wie die Nacht den Tag ersetzt, der Schmerz die Trauer, in der Stille, wächst. ob ich davon betroffen bin?

ich nehme die nächste links über die Strasse auf die andere Seite der Stadt. bis ich sie verliess, hatte Mutter mich aus der Nacht getragen in den Morgen – wenn die Sonne sich woanders hinlegte. sie begrüßte mich, den guten Morgen wünschten wir uns nicht. ich war, wenn sie das von mir wollte – ich, das Licht, die Sonne.

ich war die grosse Liebe, Hoffnung in ihren Augen. irgendwann schon kurz bevor war Vater nicht mehr da, als Mutter alles wurde. wir waren zu zweit, bis ich dann einsam, eisern diese Beziehung, stark die Zuversicht, die nur wer wachsen konnte.

ich war der Glanz, der kleine Prinz, der Sohn dieses Verräters. der neue Vater kannte alle Wege, stets die guten von den bösen. denn sein ist – denn sein war – das Reich, im Haus, der Herr, der Mann – und Mutter sein.

die Sonne. mein Himmel. der Tag, das Licht. der bäumliche Schimmer, der flüssige Wind an diesem Morgen, anwachsend, kalt. diese Erinnerungen wärmen diese schwache, dieser kämmt mir meine Haare, dieser kalte, kalte Wind.

ich wusste nicht, wie ich dich anders hätte ansprechen sollen. ich habe getan, was ich getan habe, damals auch noch mehr, als ich gewollt hätte mich Mutter nicht beschützt. ich hätte nicht die Aussicht auf den Morgen, wie ich sie jetzt, die Wolken, Sonne, warum ziehst du nicht vorüber?

hin, und her, der Ruf, die Glocken. ich habe sie verlassen und sie hatte mich beschützt. und sie und ich, allein, weil ich es wollte. allein, weil sie mich liebte. allein, wie ich nichts anders würde, ich nicht anders will. allein diese Entscheidung, irgendwann, ein Weg, aus allen, genannten, erwählten – konnte es nie anders sein. mein Weg, der Weg, dorthin – zum *pôr do sol*.

wenn das Ende nur ein Ende ist, der Tod ein Schluss. ich kauerte vor diesem Eingang, wie auch bei der Geburt. ich war nicht bereit, nicht gewillt, kaum in der Lage wirklich. ich war bloss da – und bin es wieder, mittendrin.

der Vater war mir Vater, männlich, fremd bis auf den Körper. auf die Haut die Zugehörigkeit, die nie mehr da war. ich war nicht braun, nun bin ich es.

die Mutter stand vor mir, bis ich gestanden bin von oben herab auf sie gleich nach den Stufen. vor ihr, nach ihr, mit ihr habe ich die Schwellen überwunden. ich habe gelacht.

der Moment des Eintretens an einem Augenblick. dieser Turm an jedem Eingang, diese zweite Tür und dieses Gehen. dieser Gang, diese Entfernung und die bemalten Sterne am Horizont.

im Vertrauen hatte sich Mutter von mir verabschiedet. der Mut zu sein, der lückenlose Zwang für ein Leben, im Wunsch, in der Wärme, die Glut, die Liebe, die stechende Hitze zu sterben.

manchmal denke ich nicht daran, ich gehe. ich gehe einfach, hin, im Stand, schlendern die Gedanken mit. dorthin die Nacht am Abend, wenn die Glut langsam erlischt. dort warte ich.

eine Erinnerung des Staunens, unverhofft, weil sich Mutter entschuldigte. in Gedanken diese Zagheit im Verlangen auch die Liebe zu erwidern – wenn sie wieder zurückkehrt.

warte und

warte

Asche

Orgeln tönen

Luft hält

Atem

wieder tönen

Orgeln

ernst

warte

starre

Asche

an

die

Orgeln stummen

Asche gleitet

landet

Asche liegt

still die

Asche

fliegt

Asche

Asch

sch

RONJA SANDTNER

Gefährtinnen

[Edda]

Ein Zimmer für dich allein.

A room is never empty.

Es ist gelb. Überall gelb.

Build out of walls, of bricks, of stone.

Du sagst, früher mochtest du diese Farbe überhaupt nicht,
jetzt aber würdest du sie allmählich schön finden.

They've once grown from the bottom to the top.

Ich sitze an deinem Bett, halte deine Hand, unterdrücke den Impuls,
an dem Pflaster auf deinem Handrücken zu knibbeln.

They became floors, became rooms, a roof.

Die Wand hinter dir ist übersät mit Windungen, Biegungen,
Kurven und Schlaufen aus Grau. Unsichtbar für deine Augen.
Du siehst nur das Gelb gegenüber.

*Glass, wood, cables turned into windows, doors, electric
light.*

Dein Herz sei immer noch zu stark, zu gesund, haben sie
gesagt. Was kann ich tun, um zu sterben, hast du gefragt.

Still surrounded by trees.

Ich bleibe stumm.

There is a clock ticking on the wall.

Ava, kommt es leise von dir.

Counting seconds, minutes, hours.

Ich streiche dir über dein Gesicht, streiche dir die Falten
aus der Stirn.

People come in and go out.

Du musst dir keine Sorgen machen, jetzt nicht mehr.

They pass through –

Ich lausche auf deine Atemzüge

these rooms filled, with air, dust and light –

wie du es ausatmest, dieses lange Leben.

in one way or another.

Im Spätsommer wird nicht gestorben, dachte ich. Und doch glüht der Asphalt unter mir, als ich die Nachricht von meiner Mutter auf dem Fon sehe. Ein paar wenige Buchstaben, dicht gedrängt, als würden sie sich gegenseitig davor schützen auseinanderzufallen. *Sie hat es geschafft, heute Vormittag hat sie aufgehört zu atmen.* Ich lasse das Fahrradschloss in den Korb fallen. Es brennt hinter meinen Augen. Mein Körper will weinen, all die angestauten Tränen der letzten Wochen herausspülen. Der Druck in mir stößt an seine Grenzen, will über mich hinauswachsen. Ich frage mich, ob Körper platzen können. Aber ich lasse ihn nicht. Nicht hier vor dem Supermarkt. Ich starre auf den überquellenden Mülleimer vor mir. Halbherzig gefaltete Pizzakartons. Eine Styroporbox mit verklebten Soßenresten. Aussortiert und weggeschmissen. Ich presse die angehaltene Luft aus meiner Lunge. 91 Jahre. Wie viel deine Augen gesehen haben. Wie müde sie am Ende gewesen waren. Die Tage des Wartens, des Erwartens, des Abwartens – vorbei. Ich stehe und starre und lebe einfach weiter.

People come in and go out.

Meine rechte Hand umklammert das Fon, die linke den Lenker. Langsam schiebe ich mich Richtung Park. Ich mache einen Bogen um das Eis schleckende Kind, das hochkonzentriert seine Waffel festhält. Die Eltern hantieren daneben an dem Kinderwagen. Auf der Parkbank sitzt ein Junge in Sportshorts und glotzt ausdruckslos auf sein Handy. Seine Bulldogge, röchelnd neben ihm, versucht zu atmen. Mechanisch steuere ich auf den dicken Stamm des nächstgelegenen Ahornbaumes zu. Rad anlehnen. Mich auf den trockenen Rasen sinken lassen. Sneaker abstreifen. Socken abpellen. Auf den Rücken legen. Die Schwere drückt mich nach unten.

Stöpsel raus
Zsschchch
Luftleer und schlaff
Plattgelegen vom Liegen

Zsschchch
Alles liegt lahm
Plattgelegen vom Liegen
Auch die Gedanken liegen –

lame

Alles liegt lahm
Stöpsel raus
Sschh sschh sschh
Luftleer und schlaff

Du hast es geschafft.
Selbstbestimmt, selbstgewählt.

ain't no sunshine when your gone

Abschied, der
im strömenden Regen, unter triefenden Schirmgespannen
auch uns die Möglichkeit geben soll, loszulassen.

Knirschende Schritte auf dem Kies. Dunkle Mäntel in der beeindruckend hohen Aussegnungshalle. Stühlerücken und Taschentuchgeschnäuze. Ein Foto von dir. Eine Rede vom Pfarrer. Blumengestecke mit gelbem Band. Hängende Köpfe. Schüttelnde Hände. Beileid bekundende Münder. Ein tiefes Loch in der nassen Erde.

Darin: ein Sarg. Darauf: noch mehr Blumen. Daneben: eine fast ohnmächtig werdende Frau. Danach: Einladung zum Leichenschmaus in der Gaststätte.

They pass through –

Ich stehe unter dem Vordach, zerbeiße *Hidden Apple* zwischen meinen Backenzähnen. Die Center-Shock-Säure, die gerade noch bis in mein Gehirn vorschoss, wird überlagert von der klebrigen Süße, die versöhnlich aus dem Inneren des Kaugummis strömt. Frage mich, ob ich Sam schreiben soll, wie viele Center Shocks ich essen muss, bis mein flauer Magen ganz zugeklebt wäre. Danke, die Handvoll, die er mir vor meiner Abreise zugesteckt hat, ist bald aufgebraucht. Merke, dass ich nicht wieder reingehen will und trete einen Schritt unter dem Vordach hervor, stelle mich in den Regen, in der Hoffnung, dass er mich aufweicht und ich mit ihm im Boden versickern darf.

In Liebe nehmen Abschied:

1 Ehemann

2 Kinder

4 Enkelkinder

In Stille nehmen Abschied:

1 Dachgeschosswohnung

1 Ohrensessel

1 Küchenhocker

1 Beifahrerinnenplatz

Liegen, für mich
Allein mit mir
Wach sein, mit Müdigkeit
Ich denke nach

Allein mit mir
Ich ruhe aus
Ich denke nach
Und vielleicht auch vor

Ich ruhe aus
Kopf angehoben, leicht verdreht

Ich, ganz weich
Blaue Blicke, unter hellen Wimpern

Tropf Tropf Tropf

Eingepackt und zugedeckt
Liegen, für mich
Gedanken, glühen nach
Wach sein, mit Müdigkeit

There is a clock ticking on the wall.

Abschied. Zarte Blüte. Blanko Design. Ruhe. Beginn der Ewigkeit. Abendhimmel-Sonnenwald. Stille. Pier. Golden Cross. Waldfrieden. Naturfreund. Berge im Nebel.

Letzter Gruß. Sanfter Ausblick. Wolken. Peace. Portrait mit Rahmen.

Die Vorlagen auf der Website kartenliebe für Trauerkarten sind nach Bestsellern sortiert. Nicht unbedingt was für eine Großstädterin wie dich, denke ich. Ich scrolle weiter und lande bei *102 Trauersprüche für Beileidskarten und Beerdigungen*.

- Du bist nicht mehr da, wo Du warst, aber Du bist überall, wo wir sind.
- Der Tod ordnet die Welt neu. Scheinbar hat sich nichts verändert, und doch ist alles anders geworden.
- Die Erinnerung ist ein Fenster, durch das wir Dich sehen können, wann immer wir wollen.
- Wenn die Sonne des Lebens untergeht, leuchten die Sterne der Erinnerung.

Als ich bei bestattungsvergleich.de über die Kategorie *Checkliste Todesfall* stolpere, lege ich das Fon weg.

Am Ende steht ja doch auf jeder Karte: *In Liebe und Dankbarkeit haben wir Abschied genommen von unserer geliebten Frau, Mutter und Großmutter.*

Frau von

Mutter von

Großmutter von

Wer warst du für dich, Edda?

Ich stehe auf der gegenüberliegenden Straßenseite, blicke hoch zu deiner kleinen Wohnung unterm Dach. Das Haus wirkt kleiner als vor fünf Wochen, als ich dich das letzte Mal hier besucht habe.

They became floors, became rooms, a roof.

Der Schlüsselkamm in meiner geschlossenen Faust bohrt sich in meine Haut und ich mache auf dem Absatz kehrt. Ich kann noch nicht reingehen. Heute nicht.

Stattdessen laufe ich durch das leuchtende Ginkogelb, das auf den Grabsteinen liegt. Beobachte eine Mutter mit vier Söhnen. Der jüngste greift ihre Hand, als sie zögerlich stehen bleibt. »Ich komm mit dir«, sagte er leise. Hatte es für sie keinen Abschied gegeben?

Weiter hinten zupft ein Pärchen Unkraut aus dem Kies. Kommen sie regelmäßig vorbei, um nach dem Rechten zu sehen? Eine Dame biegt um die Ecke und telefoniert. Grelle Daunenjacke und Dackel mit dabei. Ist das hier ihre regelmäßige Nachmittagsrunde?

Als ich zwei kleine, weißhaarige Frauen überhole, die ihre Rollatoren nebeneinanderher über die feuchten Herbstblätter schieben, geht in mir etwas laut zu Bruch. Ich schlinge meinen Schal enger um mich. Denke, eine extra Haut wäre nicht schlecht wegen der Durchlässigkeit. Denke, vielleicht ist es okay, vielleicht ist das hier ein Ort, an dem man nicht allein sein muss, um zu weinen.

Still surrounded by trees.

Später an der Bushaltestelle, zu mir, wo finde ich denn? Ich würde auch gerne fragen, wo – und es eintauschen gegen wie.

Jeden Morgen
Wenn ich wach genug bin
Um aufzustehen
Ziehe Hose und Pulli über

Wenn ich wach genug bin
Gehe ans Fenster
Schiebe den Vorhang zur Seite

Gehe ans Fenster
Öffne das Fenster
Hallo Tag

Öffne das Fenster
Und hole tief Luft
Hallo Tag
Und atme dich ein

Und hole tief Luft
Jeden Morgen
Und atme dich ein
Um aufzustehen

Wenn nicht:

Meine Matratze. Darauf, Bruchstücke von ich, verknäuelte im Bettlaken. Darin, flüsternd: Ob ich weitergeschrieben? Ob ich mit meiner Arbeit? Ob wir nachher? Ob ich gerne? Ob ich es selbst? N-e, n-ein, n-icht. Verkröche mich im N-.

5 verpasste Anrufe

2 neue Nachrichten auf der Mailbox

164 ungelesene E-Mails

37 ungelesene WhatsApp-Nachrichten

Der Regen fällt und fällt und fällt. Vorbei an meinem Fenster, auf die Straßenlaterne, tropft an ihr vorbei hinab auf den Asphalt, auf die Autodächer, auf den einen Regenschirm, der sich hastig durch die Straße bewegt, auf das kleine Blumenbeet zwischen den parkenden Autos, auf die runden Tische und die zusammengeklappten Stühle des Cafés, auf die Fahrräder und ihre Sattel, in den Müll-eimer vorne an der Ecke.

Wasser von oben und unten und Blubbern vor meinem Mund und in meinem Ohr und schwimmen und atmen und atmen und atmen und vorhin gepresstes Wasser in Schiefelage am Fenster und kurz vergessen zu atmen und kurz vergessen wo oben und unten aber dann im Wasser schwimmen und schwimmen und wieder atmen.

Sam und ich sitzen auf unserer Bank, es ist Sonntag.

Gleicher Ort, gleiche Zeit, das ist unser Deal. Unsere Bank liegt fast perfekt zwischen unseren Wohnungen, in einer der kleineren Nebenstraßen, mit kleinen Bäumen, zwischen denen Wimpelgirlanden baumeln und wir unsere Rauchschwaden in die offenen Küchenfenster über uns ziehen lassen. Am Ende der Straße ist unser Kiosk. Wenn unsere Bank besetzt ist, drehen wir eine Runde um den Block, bis sie frei ist. Manchmal auch zwei oder fünf. Ich

denke: War gut, dass sie heute direkt frei war. Die Kronkorken zwischen uns klirren leise, als ich meinen linken Fuß unter meiner rechten Kniekehle verknote.

Gut, dass du wieder da bist.

Waren doch nur vier Tage.

Eben, zu lang.

Sams Hand legt sich auf mein Knie. Keine große Geste, sondern eine Verständlichkeit, weil wir besser verortbar sind, wenn wir spüren, wo wir aufhören und wo der andere Körper anfängt.

Schläfst du heute bei mir?

Na klar.

Noch ein Deal zwischen uns: Wer nicht allein sein will, muss nicht allein sein.

Wie wars bei deinem Bruder?

Eigentlich sogar ganz schön. Hab wenig Zeit mit ihm allein gehabt, aber Paul hat mir einiges über Schnecken beigebracht. Und du?

Ich hab einen neuen Lieblingsbaum auf dem Friedhof entdeckt, muss ich dir mal zeigen.

Gehst du da immer noch so oft spazieren?

Mhm, scheint so.

Später liegt sein warmer Körper neben mir. Sams Atem verwebt die Luft um uns zu einem Kokon, in dem ich sicher bin. Als würde die zweite Teetasse auf meinem kleinen Esstisch in der Küche markieren, dass ich Besuch und somit Pause von mir selbst hatte. Als würde Sams Jacke in der Garderobe einen vertrauten Geruch in die trauernde Abgestandenheit bringen. Seine Anwesenheit hat überall Spuren hinterlassen, an denen ich mich entlang hangeln kann, ohne mich im Kreis zu drehen.

Versuch mal zu schlafen, kommt es von Sam.

Ich rolle mich auf die Seite und lehne meine Stirn an Sams Schulter. Denke: Vielleicht ist das das Einzige, was hilft. Manche Leere kann nur durch Körper aufgefüllt werden.

A room is never empty.

KAMELIYA TANEVA

wir sammeln geliehene samen

nebeltrinker käfer

(onymacris unguicularis)

bei nebel ein zungenersatz auf
dem rücken nun ins warmlicht
gerückt und zurecht denn dunkelt
am dünenkammrand dein durstiger
panzerschwamm reist wasser durch
zeiten zurück wird wieder gerufen
verdunstung wird widerrufen ein
resilience charme zum bewundern
für dürrer ahnende mänder ein
hoffnungsquell in der wüste
was du weißt wenn wir wüssten

was wir ahnen wenn wir ahmen nach
und nach gewächse gestalten die
es wissen den mangel zu falten.

leuchtkäfer

(lamproyridae)

mit lampenbauch die nacht durchsuchen mal ein
mal aus das liebeslicht in den laternen brennt es
nicht am waldrand nicht im hohen gras luciferin
luciferase als würde selbst der teufel rasen
blitze flitzend her chemieren mit unerhörter
effizienz lumineszenz im rampenlicht mit einem
nicht fossilen glanz protagonistisch etwa
doch auch nicht ganz denn glaube man den zeugen
zungen sei dies hier nichts als waldmagie das
müsse stimmen genie wohnt nur dem menschen inne

was naht oder mahnt durch die brüche und
schlitze einer löchrigen sapiensspitze

blauer morphofalter

(morpho peleides)

ein lichtbruch ist giftfrei
pigmente sind schnuppe auf
ziegeldachschuppen ein
lichtstrahl ist beugsam
durch nanostrukturen lässt
du ihn rein in den winzigen
fluren ein metallischer blau
klang für augen schlägst du
die flügel auf oder um in
dein anderes ich es blasst
nicht dein trotziges blau
kleid seine farbe ist schuld
frei ist schlechterdings
licht unter flügel gebracht
und in ordnung gerückt dann
entsendet ins wilde zurück

wir sammeln geliehene samen
befragen geheime genome wir
wollen die lücken bebrücken

fledermaus

(microchiroptera)

wie ist es eine fledermaus zu sein stummen
schreis im dunkeln wie ist ein schnabelloser
flug wie ist ein ohrenbild von oben wie ist
ein echomund wie ist kein kampfkrampfgen
zu haben wie ist kein selbstvernichtungs
schaden und dann besonders die verwandlung
wie aus den gefahren anderen zum schrecken
gefährten werden friedlich platschend in dem
virenbecken wie sind sie denn als flugbegleiter
ganz zahm und zart vielleicht beständig auch
und immer da durchs leben lieben altern

wir reihen die arten die musterhaft falten
halten fest menschenmängel in spalten

hügelbauende termiten

(macrotermes michaelseni)

als ihr da räumtet rein und raus und
türmtet schmutz und schleim und laub
in euren tunnelnetzen was wusstet ihr
von thermischen gesetzen denn was hier
sitzt inmitten dieses raums inmitten vom
termitenhaus der traum des architekten
40 meter in die lüfte verdunstet nun
sein übermut liegen bleibt ein schweres
staunen ob man nicht klug sein müsse für
diese art der atemkunst zum windezügel
windebinden luftzug zahm durch kammer
lungen durch wärme kühle speicher
netze das ganze auch noch kohlenfrei
schlicht schmutz und laub und schleim

ein in erde mit fingern gezeichneter
kreis was wohl dieser von spitzen weiß

orientalische hornisse

(vespa orientalis)

alte asche kahle landschaft kohleberge
verzeichnis diverser verstromungsdefekte
von denen sie nicht einmal ahnt als sie
mit blick zum licht darüber schwirrt
elektrisch summt und strahlen jagt teils
selbst solargetrieben beim mittagsfliegen
in ihrem hinterleib in ständiger bewegung
ist etwas denn die pigmente werken
kraft als sie durch stromarchive gräbt durch
kahle landschaft kohleberge asche schutt

dieser riss war ein glitch der entwicklung
ein rutschschritt was sollen nun sohlen

rote meeresalge

(delisea pulchra)

es geht hier nicht um tod es geht um
verstummung in diesem bakterienfilm der
doch keiner ist in dem auch keiner keinen
frisst in dem die alge die reden umschreibt
und die rollen bestimmt die schließlich auch
keine sind wenig schlimmes in dieser tiefsee
szenerie die mikroskopenaugen scheinen nun
etwas größer und als ob am staunen nichts als
furanone schwimmen hier in diesem schweigen
abwehr nach der algenart nichts neues in
dieser tiefseeszenarie das alte herrschen
durch teilen schlicht denn in bakterien
movies sagt doch keiner ich

quellt code der erfahrung aus
zellen eine naht ahmt den nach

weißfäulepilz

(phanerochaete chrysosporium)

fürchten auch bäume den tod oder
wissen es besser denn vergänglich
ist hier nichts nach jedem fall folgt
zerfall und was welkt wird wieder
geboren auch gerade läuft hier nichts
schlicht kreiseln sich wandeln um
krepeln soll sich ja alles dafür
sind wir dann hier was suchen aber
sie im pilzrevier als gäbe es anfang
als gäbe es ende das geflüster im
laub linear wir bauen heißt es künftig
ab was jemand aufgebaut zu haben
glaubt ist eine art rekrutierung
kreislaufkräfte die böden sanieren
plastikreste ausradieren polymere
enzymatisch zer beißen die ketten
fremder fehler zer reißen und das alles
im dienste der furcht vor zer fall

eine menge verdrängte verzahnungseffekte
eine scham die nun schäumt und ein riss

biomimikry

was wir ahnen wenn wir ahnen nach
und nach gewächse gestalten die es
wissen den mangel zu falten was naht
oder mahnt durch die brüche und
schlitze einer löchrigen sapiensspitze
ein in erde mit fingern gezeichneter
kreis was wohl dieser von spitzen weiß
eine menge verdrängte verzahnungseffekte
eine scham die nun schäumt und ein
riss dieser riss war ein glitch der
entwicklung ein rutschschritt was
sollen nun sohlen wir sammeln geliehene
samen befragen geheime genome wir
wollen die lücken bebrücken wir reihen
die arten die musterhaft falten halten
fest menschenmängel in spalten quellt
code der erfahrung aus zellen
eine naht ahmt den nach

FRANZISKA TEUBERT

Erinnerungen einer Auster

In dem schönen Jahr 1631 saßen sich zwei Maler an einem langen Holztisch in einer Schenke gegenüber und schwiegen. Die Sommer waren lang und leise und lugten vorsichtig zum Fenster herein. Von Ferne raschelte die Hitze aus dem Hafen herüber. So hielten es die beiden eine ganze Weile. Der eine besaß eine kleine goldene Taschenuhr, der andere hatte einen sehr großen roten Bart. Der Maler mit der Taschenuhr schwieg, weil er malte und seine Augen ächzten ihm im schwachen Schein der flackernden Öllämpchen, die kniff er zusammen wie zwei gelbe Gardinen. Vor ihm auf dem Tisch fand sich allerlei seltsames Gerät ausgebreitet, da waren blinkende Silberlöffel und Pokale, auf einem Teller türmten sich silbrig und müde die Austern in hohen Stapeln um eine halb geschälte Zitrone, die ihr altes weißes Fruchtfleisch in solche Runzeln warf, dass man sie zerreiben wollte wie einen Zuckerschnitt, daneben zarte grüne Trinkelche mit feinen Glaszinken.

Ab und an griff er nach einem der Gläser und zerschlug es, dann wurde ihm leicht ums Herz und es entwich ihm ein zufriedener Seufzer und die kleine goldene Taschenuhr zitterte in seiner Jackentasche.

Der andere hatte keine Lust mehr zu malen, er hatte Hunger. Finster besah er den Federkiel und das alte Buch, das er zu zeichnen gedachte. Ab und an fuhr er sich mit den Fingern durch seinen vor Dreck starrenden Bart, der krachte wie ein rotes Karamellbonbon.

Besondere Freude schaffte ihm nur der runde Totenschädel mit der Zahnücke, den er letzten Donnerstag nach der Vorstellung im anatomischen Theater einem Studenten abgeschwatzt hatte. Wie sie die Menschen zerschnitten, auf Rabatt, es war ihm lieb. Ganze vierzehn Mal hatte er ihn schon gemalt: »Lach mal«, sagte er und ließ ihm die Zähne klackern. Peter Minuit vom Hof nebenan hatte in den Kolonien ein ganzes Eiland für 60 Gulden erstanden, so

erzählten es die Leute. Aber hier waren die Sommer lang und leise. Und er hatte Hunger.

Es ist mein gutes Recht, dachte der Maler mit dem roten Bart und griff über den Tisch in die Austern. Der Maler mit der Taschenuhr hob ungehalten die Stirn. Oft waren sie sich schon uneins gewesen, über rechte Winkel und Pyramiden, aber heute war es wieder schlimm. So hielten sie es eine ganze Weile, bis unser Maler schließlich einen seiner langen Pinsel nahm, den er bog wie eine Weidenrute und dem Rotbart über die Finger wischte. Da weinte der Maler mit dem roten Bart.

»Warum denn nicht? Immer malen wir die vielen schönen Sachen, Kerzen, Muscheln und Uhren«, schluchzte er.

»Im Gegenteil«, tadelte ihn der andere. »Wir malen den Menschen in seiner Vergänglichkeit, so wie er ist.« Ganz lupenrein sagte er das.

Aber sein Freund besaß keinen Glauben mehr. »Fuchsteufel!«, sagte er. »So leuchtet doch keine Gabel. So einen blassen Schimmer wie da, den gibt es gar nicht. Den hat ja kein Hund. Nein, man wird es uns nicht danken. Wir malen doch keine Wahrheiten. Das ist nur ein Haufen poliertes Besteck.«

Und wieder surrte der lange Pinsel.

Herein kam der Handelsmann Peter Minuit und warf siebzig Felle der Länge nach über die Holzbänke.

»Meine Herrschaften«, begann er. »Unten in Flandern, da stehen die Dinge schlecht. Aber lasst euch gesagt sein ... nun ... ich weiß, wovon ich spreche, kreuz und quer über den Delaware bin ich gefahren und im nächsten Monat schon eröffne ich meine erste Diamantschleiferei. Hussa!« Hinter seinen Augen freute er sich. »Doch wie ich sehe, die Geschäfte scheinen auch hier in der Heimat zu florieren, meinen Glückwunsch, die Herren.« Und er machte noch einige wohlmeinende Bemerkungen zur hiesigen Austernfischerei.

Und herein kam der berühmte Wundarzt Dr. Tulp und hinter ihm auch ein paar Quacksalber, die bestellten braunes Bier und machten Spektakel.

»Heute haben wir in den Brustkorb des Räubers Adriaan Adriaanszoon geschaut! Da fand sich so allerhand merkwürdiger

Plunder. Ach, seht an!« Einer schob seinen dicken Zeigefinger ganz nah vor die Leinwand. Wie im Brustkorb des Räubers Adriaan Adriaanszoon! Und sie kugelten sich vor Lachen.

Steif vor Schreck stürzte dem Maler mit dem langen Pinsel in der Hand die Kinnlade herunter. Er nahm eine Auster und schlug den silbernen Panzer seinem Freund über den Kopf und die Austern klapperten und kullerten über den Tisch. Der Rotbart leuchtete kurz wie ein Hirsefeld in der Abendstunde, sackte in sich zusammen und war tot. Da unterbrach der Maler seine Arbeit, warf seine kleine goldene Taschenuhr achtlos in den Fluss und schaffte sich einen Kahn an und einen Hund, der bellte über die Schneefelder, und sie teilten alles miteinander und auch ihren Hirsebrei.

Es war nun erst letzten Donnerstag, da geschah im Manhattan Metropolitan Museum of Art etwas Unerhörtes. In einem Seitenflügel plumpste eine Auster aus heiterem Himmel aus einem der Gemälde auf das grüne Linoleum.

Verstohlen blickte sie sich um. Doch es nahm sich so aus, als hätte niemand von dem Vorfall Notiz genommen. Dies wiederum schien die Auster in einen Zustand unbeschreiblicher Empörung zu versetzen. Unter einiger Verstimmtheit des Gemüts raffte sie ihre silbernen Rockschoße und eilte hinaus.

Was lässt sich nun anfangen mit einer solch unverhofften und dazu ohne großes eigenes Zutun errungenen Freiheit? Es war ein herrlicher Nachmittag. Am Ausgang an der 82nd Street wisperten die Birnbäume. Sie hatten ihre Blüten auf dem Trottoir zu dicken weißen Teppichen ausgelegt und der blaue Himmel schrie zänkisch auf sie hinab. Kurz entschlossen setzte sich die Auster in einen Zug, fuhr stadteinwärts, über den Fluss, stieg in Queensbridge aus, erschrak und kehrte um. Der Anblick der Feueressen und zerspellten Raviolidosen und das laute Rattern der Züge hatten in ihr, die sie von Hause aus eine in höchstem Maße empfindsame Natur besaß, einen sehr gewaltigen Eindruck hinterlassen. Ängstliches Unbehagen drängte in ihre bleichen Backen und sie war seither voller Argwohn gegenüber solchen Gegenden. Im Central Park kaufte sie eine Tüte Himbeereiscreme und fütterte die

Enten, so wie es sich gehört. Ein Orchester spielte den Foxtrott. Die Auster war überzeugt, den Tag in einer ihrem Stand ausgesprochen angemessenen Art verlebt zu haben.

Die Hitze lag flach wie ein Brett über der Stadt und die Sonnenstrahlen schliffen am Abend träge um die Häuserfronten. Stets achtete die Auster peinlich genau darauf, zu keiner Zeit den Gottesdienst zu versäumen, trank allmorgendlich ihren Kaffee und fuhr Karussell, und kaufte anschließend große Perlenketten und blassblaue Tücher von der feinsten Sorte. Nach Einbruch der Dunkelheit pflegte sie eine Stunde zwischen den gelben Taxis und den Pferdekutschen über den Times Square unter den schönen bunten hellen Reklametafeln zu spazieren, vergnügt mit den Hüften zu klappern und alsdann am Bryant Park einen Imbiss für 24 Dollar zu nehmen. Doch nach einiger Zeit wurde sie der Eiscreme und der Kostbarkeiten müde, in ihrer Brust machte sich ein ihr bis zu diesem Zeitpunkt unbekanntes Gefühl laut. Sehnsüchtig besah sie immer öfter die wimmelnden Menschenmengen, die eilten und Regenschirme aufspannten und Frisbee spielten und sich küssten und »Oh!« und »Ah!« sagten und vor Wut schnaubten, wenn sie die Zeitung lasen.

Man tut gut daran, seine Neigungen wohl zu bedenken. Fällt einer das Urteil zu früh, landet es ohne Zweifel auf eigenen Füßen. Und so kam es, dass die Auster unter den Menschen so mancherlei Sorten ausmachte, welche in ihr die verschiedensten Empfindungen hervorriefen und unter denen sie ihre Gunst mit gewisser Voreingenommenheit nicht sonderlich wohl verteilte.

Die ersten waren die, die ihren Unmut auf die schönste Weise erweckten, obschon einiges Glück vonnöten war, sie überhaupt zu erspähen, denn sie waren sehr scheu und blieben zumeist unter sich. Wenn man sie denn einmal zu Gesicht bekam, trugen sie ein Lexikon und dicke Brillen, hinter denen die Augen winzige Kirschkerne waren und ihre eigentümliche Freundlichkeit verloren hatten. Und sie zweifelten gern und lange und das war schwer. Erst am Morgen hatte die Auster ein paar besonders eindrucksvolle Exemplare in einer Sprache reden hören, welcher sie beim besten Willen keine Einsicht abgewinnen konnte. Du meine Güte, dachte die Auster und hielt ihr Gesicht schief.

Auch von der zweiten Sorte – jenen nämlich, die dem Kreise der Bildenden Künste angehörten – hatte sie erst einmal genug. Dies war nun eine unzweifelhaft im Niedergang befindliche Zunft, in dieser Angelegenheit konnte sie sich bedenkenlos auf die eigene Erfahrung berufen.

Einzig die letzte Sorte war ihr noch am liebsten, die es mit den Krediten und Wertpapieren hielt. Zwar schien der Auster auch dieses Gewerbe nicht wenig rätselhaft, aber: Welch schöne Sonnenbrillen und Siegelringe sie hatten! Sie tippten ganze Briefe in ihre blinkenden Armbanduhren und Laptops, steckten ihre Nasen mit solcher Wichtigkeit in den Himmel, dass sie ihnen zwischen den Wolkenkratzern hinausragten, und fuhren jedes Wochenende mit ihren Booten den rosanen Fluss hinauf bis zu den rosanen Stränden, die sanfte Wellen umspielten wie in einem Traum. Nun! Diesen Traum hatten sie einst für 24 Äxte, 24 Mäntel und 20 Spiegel sehr günstig erworben, so erzählte man es auf der Fifth Avenue. Und die Auster hatte kein Boot und auch keinen Siegelring und so besann sie sich auf ihren guten Ruf und ihre Manieren. Contenance! Etwas hölzern räusperte sie sich und hob zu sprechen an. Doch so oft sie es auch versuchen wollte, was sie hervorbrachte, war erstaunlicherweise nicht mehr als ein feines Rasseln. Längst waren die Boote im Abendwind verschwunden.

Es mochten wohl einige Stunden vergangen sein und so fand sie sich plötzlich wieder auf den Steinstufen vor dem Museum. Auf's Tiefste gekränkt begann die Auster zu weinen. Da neigte sich ein Birnbaum sanft zu ihr hernieder.

»Ach du, weine nicht. Es ist vergebens ... Sie sind undankbar. Dabei waren wir immer für sie da und nun machen sie uns zu Banknoten und Holzscheiten.«

Das gefiel der Auster, obschon ihre Ansicht durchaus eine andere war, hatte sie seit den jüngsten Vorkommnissen für diese Spezies doch nichts weiter als unsagbare Geringschätzung übrig. Mit wachsendem Wohlbehagen verfolgte sie die eifrigen Regungen, die nun auf den Steinstufen des alten Museums vor sich gingen. Ein kleines gelbes Blümlein zitterte aufgelöst und rief mit wilden Augen nach

seinen Brüdern und Schwestern, die hinter den Schlafzimmerfenstern in den Vasen und Blumentöpfen dürrsteten. Die Enten schnaterten wie meschugge und Regenwürmer krochen aufgeregt durcheinander.

Jedoch nahm das Ganze nach der ersten Erregung des Gefühls schon bald wieder versöhnliche Töne an, die Versammelten forderten eine Aussprache, drängten auf Einigung: Man wollte den Menschen schonen, denn man hielt ihn im Grunde für gut und liebte ihn noch immer. Die Auster besann sich. Geschwind kletterte sie die Stufen hinauf, räusperte sich und rasselte los:

»Nein! – Der Moment ist gekommen! Lang genug waren wir Untertanen! Es gibt keinen Pardon, ihr Waschlappen. Mensch, du bist schuld! Wir wollen nicht eher ruhen, als bis seine letzte Stunde ...« Und so hetzte sie in einem fort.

»Genau! So ist es!«, riefen alle und vergaßen ihre Liebe und ihre Fragen. Und der tiefblaue Himmel glühte und der rosane Fluss spannte seine Wassermassen und die Birnbäume waren ganz weiß vor Zorn.

Die folgenden Wochen tourte die Auster durch die Lande. Es gab Ämter zu bekleiden, Delegationen mussten aufgestellt werden. Die Druckmaschinen liefen auf Hochtouren. In den Büros herrschte bald ein heilloses Durcheinander, da stapelten sich Papierstöße, eilige Boten liefen hinein und hinaus. Tweets wurden im Stundentakt abgesetzt. In den Kochtöpfen brodelte es. Wo immer sie auch ihren Auftritt gab, trug die Auster nun Sonnenbrille und eine Baseballkappe, die bestickt war mit korallenroten Lettern: MAKE ANTHROPOMORPHISM GREAT AGAIN!

Die Milchkühe und Pfauenaugen, die Zuckerrüben, Tanzbären und Truthähne johlten und applaudierten. Und sie kamen aus Gegenden mit vielen Feueressen und zerspellten Raviolidosen in den Rinnsteinen und seitdem sie das Licht der Welt erblickt hatten, waren sie an das laute Rattern der Züge gewöhnt und sie verachteten die Kaffeetrinker und Karussellfahrer, die mit den kostspieligen blassblauen Tüchern. Bereitwillig leerten sie ihre Taschen. Abends lachte die Auster über den Kassenbüchern und strich sich zufrieden über den silbernen Bauch.

Von Minsk bis Mumbai sprach sich die Sache herum. Sogar von den fernen Hawaii-Inseln waren die Abgeordneten herbeigeströmt und beklagten unter braven Bücklingen, dass die frische rote Lava, welche seit jeher friedfertig aus den Vulkanen zu strömen pflegte, mittlerweile bis aufs Unkenntliche mit den roten Plastikstühlen verschmolzen war.

Einen Tag vor dem alljährlichen Fackelzug jedoch kam es zu einer waschechten Affäre. Die Computer ruckelten und piepsten: BREAKING NEWS: CLAM SCAM! Eine Gruppe Muscheln hatte angestrengt in ihrem Lexikon geblättert und sah nun ungläubig durch ihre dicken Brillen. Ihre Studie zu den Missständen in der Austernzucht ließ keinen Zweifel: Von unserer Auster fand sich dort nicht die leiseste Spur. Dafür häuften sich die Hinweise auf ein Gemälde in einem Museum. Einige Waghalsige bemalten Transparente und präsentierten Kassenbons von sage und schreibe 96 Himbeereiskugeln.

Tags darauf trat die Auster auf die Tribüne, rückte die Kappe gerade. Jubel brandete auf.

In einer großen Stadt gibt es ein Lokal, das sich auf einer seltsamen Straße befindet, nämlich einer, an der früher einmal eine große schwere Mauer entlanglief, die lange Zeit viele Häuser und viele Menschen in der Mitte zerschnitten hatte. In diesem Lokal also saßen an einem Donnerstag ein Geschäftsmann, ein Wissenschaftler und ein Maler an einem Tisch und aßen von einem Teller, auf dem sich silbrig und müde die Austern in hohen Stapeln türmten, und tranken eine Flasche Wein für 60 Euro.

»Schau, du musst erst den Muskel ablösen, hier links«, flüsterte der Geschäftsmann verschämt. Ihn bedrückten augenblicklich vor allem das schlechte Wetter und die Arbeitnehmerrechte.

Der Wissenschaftler war sehr stolz, denn soeben hatte er einen klugen Gedanken und er sprach von seinem klugen Gedanken, den außer ihm keiner verstand. Aber er war sehr stolz, denn er hatte ja einen Gedanken und der war sehr klug.

Der Maler sagte keinen Mucks. Er war so lang und leise wie der letzte schöne Sommer. Und vor ihm die Austern, sie waren sehr

blassblau und glitzerten. Er überlegte in seinem Kopf, ob es wohl anging, den aufwändigen Abend mit 24 Äxten, 24 Mänteln und 20 Spiegeln abzugelten. Mitleidig zog er einen Zitronenspalt durch die halb zergangenen Eiswürfel.

»Mit Karte, bitte.«

Der Regen plinkerte gegen die Fensterscheiben. Draußen auf der Straße, da saßen einige Leute, die hatten ein Anliegen und die schaffte dann auch schon eilig ein Polizeitrupp zur Seite.

LIV THASTUM

da so am krustengrund

da der da dumm dumm
rør revnerne, revner im rodhår
hör skorpen und knackende krörper
gibt schålende, schålende und schorfende
schroffwände brockeln am wurzelwerk
dumm dumm, ein slag, muss benennen
die navnen der nas, die na, das na, dem nas

mein doch da der da drüben
das bårkenschorf mit voksenden tastenden
se wie ich rindengewebe die finen umslynger
gibt kuttsår und skrubbsår an allen kråbbeln
gabs früher so synonymnyner
schau die nasseri, die nabos, der narben
das narbengraven die untergrunden den boden
weit oben verbrochene wålder dahinter
sch sch – die skorpeniden

oft riecht es ret råddent das kommt vom
sich wurzeln, sich spalten um spalten
hier hålten sich hår um haar um hår
fühl zu wurzeln gefalterte hautfalter krybberrn
in da daliien, dermis und datterdal da
sind die viertel und ein vergessener name
dumm da dumm – oder so

kanns auch anders nå sågen
gibt tusinde trægynger, trågynger mit knupper
die knåppeln an rådnenden jordklumpen
im forår und –

na træer sind voksne skorpen die gyngen
es gibt also jordklumpen im forår
wenn im vorår also wenn –

åh, ich weiß mein mund hat verkrustet
hab lippen mit schårfenden schårfenden
an mundspalten wucherts
voll sprossknåten schlingerts
halb schlundeng, hab knoppertes knogledej

die Zerwachsenen sagen dann da
aus meiner krustenhülle kroch ich
mit wucherung beim rindengewebe
ich aus einer seitenwurzel vielleicht
deswegen die vielen knäppeln am mund

sie sagen nicht skorpe und verstehen nicht rodhår
meine knoppelten münder muss ich vergraben
hab zu viele sprossachsen die können nicht bleiben
muss mundwärts mich dæhnen und fleißigst nachnamen
dabei vergess ich die anderen
war einer da damm oder so ähnlich

nur manchmal ganz heimlich
schmul ich unter die schorfen
beim abpulen se ich grønnende græne
ganz leise syngende datterdalfalter
die nynnen von forårets mildeste time
wo selbst grædepiler sich grinend umgreifen
mit blåbæren werfen und davon syngen
wie ihre rodnetter bis nach da dalien reichen

da wo die erdklumpen in rhizomknäulen hängen
zwischen den sprödesten wegkrummen da
kann man sich treffen um græne zu streicheln
oder man spielt du bist, du bist

ich rod, du rødderst, wir werden uns roden
boden unberühren kann wer jetzt am längsten?
sch sch – hier könnten wir krusten erzählen
en zwei tre fire

ich zeig dir mein skrubbsår und du magst sie hören
die navnen der træer die keiner mag
eg, bøg, birk, røn, gran
hast auch kleine knåppeln hast wildwuchs im rodhår
bist gran oder røn, hør während wir raunen
schlågen dumpf aus dem grund
die voksenden wurzeln sich an ein an
hör wie sie untergrunden den boden
und jedes mal wenn sich ihre finger berühren
eins und zwei und da dumm dumm

dann du so hier echt
schön mit dir im kammerwasser
und kann mich grad erinnern voll
verkrümmte vater-bindehaut
wie seine hand seine hand, mich dumm dumm, die

nie gestellten fragen überall
nur konjunktivitis die wie
die wörter sich winden wie
willig sich aufreiben könnten
wir nur irgendwie antwörter finden

wäre das ungesagte gesagt worden

dit øje mumler sag ich dich da
vom winkel betrachtet
lacht sichs lun la lachen wir
la lun im latterdal lallt man
hier sagt man was sag an

den tonartwechsel von å zu a
så sag ichs so nynn ichs sch
schau mal meine muttermalnarbe
während wir uns in synchroner
krörpermodulation betrachten

deiner iris ist is ist
was du sagen wolltest
zum und du so verkrümmt
im latterligen anekdotenstanzen
wir die ganzen wörter die so wenig sågen
und da denkst du an damals das vater-bindehäuten

du nicht siehst du bleibst fraglos
antwortlos du mit deinen
ganzen schönen brechungsfehlern
und sowieso wie so gibt es auch
keine antwörter wenn doch alle

ständig danach suchen

dit øje mumler sag ich dich da
vom winkel betrachtet
lach dich lun la la lach mal
an lunen latterdalnächten
du la lakonisch ich sag an

knåpper mich mal an meiner
muttermalnarbe mein doppeltes
kuttsår muss kurz sich richtig
hängen wie im sehe was was

dein auge murmelt sagst du mich
vom winkel betrachtet
lachen sie lun la lachen –

wie damals beim nicht reden können
kun die aderäste anstarren da in
rücksichtsloser retina der Zerwachsenen
die worte wie ord nie finden
wie en som en sich weiter windet

wunden wir uns am liedrand da
wo deine fingre nur græne streichelnd
meine knåpper und kuttsår jetzt unberühren

wenn im augenblick sich
unsere aderhäute suchen
konturlos im was los
wie vater-bindehäute
sich ausweichend zerwachsen

wie wir augenblicklich nicht
die finen antwörter finden um
sich hvad så zu fragen so
wie muttermalnarben
sich flüchtig unumschlingen

haben wir uns verwimpert

im umkehrschluss
verknoten wir uns
krustenweise
reiben uns auf und ein

an der horizontalen
flimmernde gesprächsfetzen
ein und du so versackt doch
so wie so im keim

im wurzelgrund da
am isoelektrischen punkt
entsteht ein beißendes sekret
das zerfrisst uns und

in den pulsschlagadern
tief unter der borkenschicht
saugt sich der selbstzweifel
löcher in den rindenmund

im gegenteil
trifft man sich doch zwei mal
vergleicht die schürfwunden
und versucht zu heilen

was längst zerwachsen ist

du hast mich
einfach verdreht
ohne zu fragen
du
gehts noch
um bärkenschichten
oder willst du mich schorfen
du
wenn du meine rinde zerquetschst
mach ich dir splitter
unter deine kätenden nägel
und was dann
hm?
mal so nebenbei
meine navnen stabieren
klingt knäppelig
nenn mich wie du willst
ich nenn dich
knogledej
also zeig mal deine borkenschicht
weißt du
jeg ku synge en sang
hm?
und dann
könnte ich
deine kruste zerschlagen
wenn du magst
nenn mich wie du willst

was längst zerwachsen ist
suchen wir im rindenmulch
wieder und
wieder und
künstliche kopulation
unterm knochenmark

aber sch sch mistelzweige sind parasiten

wir wachsen zurück
in unsere krustenhüllen
werden zum
ein mal eins mal
sucht sie ihn
mal versteckt er sie

alle rennen lachend
mit symbiotischen grimassen
zeigen sich die
um dann
rücksichtslos einzuschlagen
wieder und
wieder

zermalmt sich das kranium
am borkenrand so
knochensplitter
passen doch gut zum wurzelbruch

bla bla
alles ist so trauwig
ich mag das grøn im knorpelbaum

bla bla
wir wollen uns alle verstecken
aber du bist, du bist
du feigerling
überall
nur feigenbäume
und ich
die gyngende grædepil
mit knäppeln am mund
ich zeig doch schon
an meinen hüften
gibt es auch schärfwunden

nackte haut

zum wurzelbruch
gehören immer 2
oder 6 H₂O
im überwallten kambium
wollen wir dann

mal am kurzschlussystem
mal unter uns betrachten wir
die zweisam verkruppelten
nennt man das wachsen
eller hvad?

weil man sich
immer 2
mal trifft man
bis die aderhäute platzen
oder zerwachsen oder
man sich selbst
bare sådan
die borkenrinde bricht

6 H₂O plus 6 CO₂ wird zu 6 O₂ plus C₆H₁₂O₆

da dumm dumm
die
da Zerwachsenen
berichten von
verfaulten aderarmen
und chronischen rhizomschmerzen

slet slet ikke

du, du
die nasseri, die nabos
und narben
hør doch wie ich
für dich nachnamen name

ich könnte dir syngen
von da daliens forår von
blattnarbennælken und
hm?
ich weiß das

ja ich weiß
so wie so
probiose
ist auch parasitismus
sagst du so
aber
sch sch
die mistelzweige

in spalten gefaltert, liegen tief unterboden
schårfen um schårfen mit kuttsår
gezeichnete borkenumrinder
tief in den rillen versteck ich die skorpen

aber alles knorpelt sich wieder hoch
die Zerwachsenen sagen was du hineinlegst
dumm dummt sich nach oben
im untergrundgraven die muttermalnarben
das knoten, das wimpern, die latterdalnåchte lach

dich lun la la lach mal la lun

die modulation, der nas, die nas und

schau mal da die muttermalnarben

en, zwei, tre, vier

füge klampen an klampen an
gepflanztes unkraut über die fugen

aber alles
dumm dumm
im untergrundgaven
das knoten

wieder hoch
du
narben
die

gyngende grædepil
an mir kann man krusten erzählen

eller jeg ku syngte en sang

fem, sechs, syv, acht

sch sch – es gibt gar keine unkräuter

aber alles wieder hoch
längst zerwachsen
im rindenmulch
und
und

sch sch

im knorpelbaum

verstecken
aber du

überall

und ich

mit knäppeln am mund
ich

nackte haut

am borkenrand

also kråmen mich die knällenden skorpen
sortier ich, krümm mich, lege skorpe
um skorpe ich borkenumrunde
 mein dåppeltes mundschorf ich
grinegrind die rinden der træer
 und da es namen sich nach oben

da dalien	dumm dumm
mummelsgmund	da dumm
krustengrund	dumm dumm
vrimmelsbrun	da dumm
wimmerlev, singsangløv	dumm
skovtrop, waldtrup	dumm
krusttum	da dumm dumm

so mnemosynen sich die synonymen
zwischen skorpenfeldern und
entasteten wäldern klyngeln sich
grusome sprachspaltengründer

pule an rinden darunter små kråbbelnde
die slyngen sich flysternd
und ich syngte ihnen sange
von bøggrønnen knåspen
an blätternden borken

ni, zehn, elve

kvisten på grænen, grænen på træet

CAROLIN VOLZ

Methylierungen

Ich werde über Kopenhagen schreiben.

Zürich. Die Limmat ist braun von der Schneeschmelze und Yoko Ono schreit mich an. Sie hält einen Drahtkleiderbügel in der Hand. Ich weine. Dann essen wir Geschnetzeltes und Rösti. Yoko meint, ich solle ihr schreiben und ein Bild schicken, aber nur von meinen Augen.

In deinem Auto. Kein Licht. Sitzheizung ist aus, ich sage: Es waren drei. Du schaust weg, dann weinen wir. »Und er?«

Zürisee. Du fürchtest dich vor den Wasservögeln, ihren Beinchen in den Schwimmembranen. Wir könnten ein Boot nehmen, doch draußen würde ich mich Kracht nah fühlen. Du fragst: »Warum eigentlich wirklich?« Kopenhagen, sage ich, in Kopenhagen blühen jetzt die Wälder am Kastellet. Das muss schön sein.

Familienfest. Man fragt nach dir und der Zukunft. Tante Maria lächelt und streicht über mein Rückgrat: »Schön wird das werden.«

»Ich möchte mit Ihnen gern über etwas sprechen.« Die Ärztin streckt sich und balanciert mit dem Schallkopf. Es zieht. Nicken und Fragen. Meine Mutter sagt nur »Scheiße«, am Telefon.

Das nächste Mal ist's wärmer. Ich habe Wein mitgebracht und Zookekse. Wir beobachten die Schachspieler auf dem Lindenhof und die albanischen Familien.

Ich kenne keine Kindheiten in anderen Sprachen, sage ich.
»Und Slowenien?« Ja, Slowenien schon.

Pinkle dich raus. Du liegst nebenan. Es blutet. Später legst du deinen Arm um mich. Ich drehe mich um und schließe die Augen.

»Slowenien«, brichst du in die Stille: »Ich fänds schön, wenn du mir Slowenien zeigst.«

Der Raum ist dunkel. Eine Tür öffnet sich.

Beim Frühstück schüttelst du den Kopf. »Sowas sollte man doch in dem Alter nicht gesagt bekommen! Und woher überhaupt? Also genetisch oder hängt das mit – du weißt schon, Kopenhagen zusammen?«

Ich schaue nach draußen und trinke. Der Orangensaft ist schon sauer geworden. Im Nachhinein sei das schwer zu sagen, meinen sie.

Ich erzähle von dem anderen. Dass ich mich immer unwohl gefühlt habe, bei ihm, damals in der Schule und dass ich es heute anders nennen würde, dass es einen Begriff dafür gibt.

»Puh, ok, ja schon sehr happig, aber ich meine, es ist ja nicht wirklich was passiert, zum Glück.«

Nein, sage ich, zum Glück ist nicht wirklich was passiert.

*Tapete. 70er-Jahre-Muster. Dann ein Gesicht. Männlich. Bart.
Lächelnd.*

Ich knie auf dem Boden, die Arme vor mir aufgestützt. Du bist da.
»Atmen. Erinnere dich dran. Komm schon.«

Heute Morgen bin ich schwer. Du holst die Benjamin Blümchen-Torte aus dem Eisfach. Sogar mit Kerze drauf. Du küsst mich auf die Stirn und gehst ins Labor. Meine Osmose. Du verstehst.

»Meinst du wirklich, er hat dich gegroomt? Er hat dich ja nie angefasst oder so.« Ja, sage ich, aber im Nachhinein – das war Gewalt, verstehst du? Es fühlt sich nicht richtig an. Ich hätte alles gemacht. Diese Sachen, sowas machst du nicht mit deiner Schülerin.

Sommer. Die Stadt riecht hart nach Pisse, vom Rave gestern. Wir haben Pistazieneis geholt und sitzen an der Limmat. Hier geht's. Du erzählst vom Projekt. Den Methylgruppen im Chromatin und dass der Prof denkt, ihr seid kurz davor, die Transferasen fit zu bekommen. »Das wäre schon sehr gut und das magna dann auch relativ sicher.«Ich war bei der Ärztin, sage ich. Da ist ein Befund.

Du schaust den Fluss hoch und das Eis tropft grün auf die Holzbohlen.

Ich zeige dir Yokos »Cut-Piece«. Ich will, dass du es verstehst. Warum es mir so viel bedeutet. Ich habe es mir in der Ausstellung ganz angeschaut. Mein Fuß ist eingeschlafen und beim Aufstehen bin ich deshalb umgeknickt. Ich weine schon wieder. »Ja, schon echt krass«, sagst du. »Was diese Typen sich erlauben.«

Geh weg, sage ich, geh weg, geh weg, geh weg, geh weg, geh weg.

Gestern ist wieder was passiert. Nur kurz, aber ich habe geschrien und meine Oberschenkel zerkratzt. Du hast meine Mutter angerufen, heimlich. »Ganz hysterisch war sie.« Das hast du gesagt.

»Immer diese Drastik, mit der die jungen Frauen heutzutage sprechen. Ich weiß ja nicht. Der Mann wollte sich vermutlich einfach entspannen.« Das Sektglas in meinen Händen ist kühl und feucht. Ich hole Luft. Dein Schuh gegen mein Schienbein unter dem Tisch. Später sagst du, er sei nun mal dein Chef und Mitte fünfzig. »Vielleicht schätzt du es wirklich auch bisschen anders ein. Du bist da schon sehr sensibel für.« Dann legst du deinen Kopf an meine Schulter. Da war genug Platz, sage ich, da war Platz.

»Und woran genau forschst du da in Zürich?« Tante Maria hat uns zum Tee eingeladen. Auf den Tassen sind Elefanten drauf. Die sind überall in ihrer Wohnung. Ich habe als Kind mal angefangen, sie zu zählen.

»Epigenetik. Also das sind Veränderungen an der DNA. Aber keine Mutationen. Die passieren zum Beispiel als Reaktion auf Umwelteinflüsse. Es gibt Forschung, die sagt, dass durch epigenetische Modifikation der DNA bestimmte Gene und Funktionen in drauffolgenden Generationen bevorzugt abgelesen werden. Man könnte also sagen, dass Erfahrungen weitervererbt werden. Wird ein bestimmtes Gen in einer Generation besonders gebraucht, wird der DNA-Abschnitt mit sogenannten Methylgruppen markiert und dadurch kann er dann leichter abgelesen oder auch stillgelegt werden. Bei Mäusen hat man das zum Beispiel mit Angstkonditionierung untersucht. Man hat ihnen vor und nach der Konditionierung DNA entnommen und es ist faszinierend, wie viel da plötzlich methyliert ist. Und wir untersuchen eben, inwiefern sich durch epigenetische Prozesse auch DNA in Folgegenerationen verändern kann.«

Du schaust mich an. »Was ist damals genau passiert?«
Ich war bei Jule. Danach. Irgendwann kam der Blutsturz und wir
sind mit der Metro nach Amager in die Klinik gefahren. Die haben
sich gekümmert. »Und davor, was ist davor passiert?«

In Amager haben sie meine Mutter angerufen und die hat ein Ticket gebucht. Jule hat meine Sachen gepackt und ist mit zum Flughafen gefahren. Zuhause haben sie mich in mein Kinderzimmerbett gelegt. Mit Nachtlicht.

Du hast den See vorgeschlagen. Sommerabend. Schwimmen weit raus. Meine Füße verfangen sich. Kein Schrei. Stattdessen untertauchen. Schwimmen konnte ich schon immer besser. Du packst dein Zeug, als ich rauskomme. Es dämmert. Ich muss über Kopenhagen schreiben, sage ich. Du fährst.

Jule ist hier. Wir sprechen. Die erste Woche, sage ich, ich hab nur Smileykartoffeln gegessen. Mein Dad hat fünf Beutel davon gekauft und im Kühlschrank gehortet. Das war seine Art. Dann haben sie mich zum Arzt geschleift. Aber ich konnte nicht und er hat mir nicht geglaubt, dachte, es ist halt, damit ich das Attest bekomme.

Mein Rücken brennt. Er scheuert über den Untergrund. Dann die rechte Schulter, sie schmerzt.

Ich mache »Toter Mann« in der Mitte des Sees. Montag waren meine Beine wieder weg. Wenn das jetzt hier passiert, wäre das wie in den Seegedichten, die ich mal geschrieben habe. Wenn ich ehrlich bin, stelle ich es mir ganz friedlich vor. Der Morast und die Algenblüte überall.

Du lehnst am Fenster. Dein nackter Körper im Dunkel. »Weißt du, manchmal ist's echt bisschen viel. Alles ist immer so existenziell bei dir.«

Ich stehe vom Bett auf und streiche über deinen Rücken. Ja, sage ich, aber auf Flimmerhärchen schreibe ich nun mal am besten.

Julische Alpen. Die Schmelzwasserbäche haben einen Teil des Weges weggespült. »Warum hattest du mich eigentlich angeschrieben?«

Semipermeabel, sage ich. Das stand in deiner Bio und ich mochte das Wort. Irgendwie dachte ich, du würdest mich schon verstehen.

Ich zeige dir den Ort. Den Fluss, die Kirche und die Steingräber. Im Haus bereiten sie alles für unseren Empfang vor, Potica und Čevapi. Auf dem Friedhof begegnen wir ein paar Alten. Jaz sem vnukinja. Jaz sem vnukinja.

In der Muttersprache kann ich nur meinen Namen, trotzdem finden wir sein Grab. »Čar, wie ›Auto‹ auf Englisch,« hat meine Mutter gesagt.

»Konnte sie gar nichts machen?«

Was denn, sage ich, war ja noch weit vor 97. Erst mit dem Kind dann. Da haben sie es geglaubt. Sie hat da nie wirklich drüber gesprochen. Das waren halt die Fünfziger in Slowenien. In Deutschland hat sie's dann niemandem mehr erzählt. Tante Maria hat es mir auch erst spät gesagt. Da war ich bestimmt schon 16 oder 17.

Wir fahren über die Grenze und auf die Küstenstraße. Ich zeige aus dem Fenster. This room moves at the same speed as the clouds. Wahrscheinlich kam Yoko der Titel auch unterwegs. Dann die Kai-mauer am Abend. Wir schauen aufs Wasser. Das letzte Mal saß ich mit vier dort. Ich habe dem Luftballon hinterhergetrauert, den mein Onkel Bojan hat wegfliegen lassen. Pumba-Simba.

In der Nacht liegen wir nebeneinander. Wir sind nackt. Du hast deine Hand auf meinen Bauch gelegt und atmest an meine Schulter. Ich schlafe nicht.

Wir sind vor allem wegen der Transferasen hier. Dein Prof hatte unrecht und du wolltest raus. »Am Meer kannst du vielleicht besser schreiben«, meinstest du. »Das tut dir auch gut.«

Etwas schiebt sich in meinen Rachen. Ich würgen.

»D«, sagst du. Ich schreibe: Düsseldorf, Dominikanische Republik, Drau. Über die mussten wir immer diskutieren. Jetzt nicht mehr. Du hast sie gesehen. Also nicht die Drau, die Drava.

Ich schmecke es.

Hier unten sind die Feigenbäume wie Unkraut. Auf dem Weg pflücke ich welche. Ich öffne sie mit den Händen, fahre ins Fruchtfleisch. Die Schalen lege ich in den Sand. Dann, im Meer, wasche ich den Saft von mir.

»Willst du deshalb drüber schreiben, über Kopenhagen meine ich? Also wir müssen da auch nicht drüber sprechen, aber ich dachte, wenn wir schon mal hier sind und die Zeit haben ...« Ok, sage ich, in Ožbalt macht vieles Sinn. Früher habe ich es immer Ohrspalt genannt. Es riecht dort, wie bei uns und der Tomatensalat ist auch grün vom Kürbiskernöl. Und dort dachte ich mir, dass man tote Kinder doch immer irgendwo rauszieht. Sie hat das eine aus der Elekdralna gezogen und das andere dann aus sich selbst am Treppenfuß, weil ihm was nicht gepasst hat. Und mir haben sie in der Klinik die Reste rausgezogen. Du legst dein Fischmesser neben den Teller, tufst dir den Mund und greifst nach meiner Hand. »Du weißt, ich bin da.«

Das Problem ist ja nicht der Ort an sich. Ich kann halt nicht zurück.

Ich glaube, es ist vorbei.

Am Morgen sehe ich vom Bett aus, wie ein Mann Ringelwürmer aus dem Boden zieht. Gestern war die Burja da. Gelegentlich, sage ich, gelegentlich wieder Kopenhagen.

Ich schlafe im Schatten. Du streichst über die tintenunterspritzten Stellen und das, was tiefer liegt. »Du hast recht«, flüsterst du, »So schreibst du am besten.«

Ich liege im Wasser über dem Riff und beobachte die Steckmuscheln im Sediment. Sie bewegen sich. Dann rolle ich mich zusammen und atme aus.

Später leckst du mir die Salzkrusten vom Körper. Irgendwann sage ich: Die Brüder haben sie dann geholt, damals. Als du fertig bist, stehst du auf und gehst duschen. Ich weine.

Was, wenn es nicht nur Pech war? Die Statistik halt gegen uns gearbeitet hat? Wenn ich das in mir trage. Eingewoben, verstehst du? Von dem her ist's wahrscheinlich gut, dass es schwer wird mit den Kindern.

Die Burja hat neues Strandgut gebracht. Etwas Meerglas und Qual-
len. Ich schwimme weit raus, auch wenn ich dem Mittelmeer weni-
ger vertraue als dem Atlantik.

Im Freiwasser muss man anders schwimmen. Jeden zehnten Zug muss man raustauchen, sich orientieren, die Landmarke suchen, sonst verliert man sich.

Ich halte meine Bikinihose unter den Hahn und wasche den Sand aus. Du sitzt auf dem Sofa, Hände im Schoß. »Ich hab's gelesen«, Sagst du. »Du hast es hier liegen lassen und ich hab's gelesen.«

Ich drehe den Hahn zu und schaue dich an. Und jetzt, frage ich, willst du gehen?

»Es tut mir leid. Aber du musst da drüber sprechen. Ich weiß, du brauchst Zeit, aber so langsam. Ich kann das nicht mehr.«

Du kannst nicht mehr?

»Was ist passiert?«

Fick dich.

Auf dem Bazar kaufe ich ein Muschelkästchen. Ich habe gehandelt. Der Verkäufer meinte anerkennend, dass mir das wohl im Blut liege. Ich laufe zurück durch die kalkglatten Gassen. Ich mag das. Du sitzt noch immer auf dem Sofa. Du hast geweint. »Stimmt es?«, fragst du.

Es wird etwas passieren. Gleich.

Schiebe dich weg. Dein Gesicht ist verzerrt. Es tut mir leid, sage ich. Du stehst auf und gehst.

Ich habe Yoko geantwortet. Körper sind faszinierend, habe ich geschrieben. They keep the score.

Nach Slowenien ist es das erste Mal. Ich habe mir gewünscht, in den Garten zu gehen. Meine Füße in den Birkis sind noch ein bisschen rot von der Limmat. Du hast wieder angefangen und aschst in die Primeln. Du schaust auf. »Hast du dich entschieden?« Ich nicke.

LEAH LUNA WINZELY

BABA

in mehreren sprachen
»vater«
»großvater«

österreichisch, die
informelle art, sich von jemandem
zu verabschieden.

1

der sommer ist vorangeschritten, der august schon müde, als wir uns zum mittagessen treffen.
die suppe, welche du nach langem überlegen schließlich doch bestellt hast,
tropft von deinem löffel, parallel dazu,
rinnt schweiß deine stirn entlang.
im stillen ist festzuhalten:
ich habe deine krankheit rauschen gehört, noch bevor du mir in die augen geschaut hast.

zwei jahre ist das her und du bist, entgegen meiner erwartung, immer noch nicht gestorben.
damals, an diesem tag, habe ich lautlos baba gesagt.
ich habe dich aufgenommen, ich habe dich festgehalten.
habe ein bild von dir mit meinen augen geschossen, das bild, welches ich behalten möchte.
habe es ausgedruckt und aufgehängt, verschweißst, dich in meinen körper genagelt.

dieses bild von dir.
es ist eines, auf dem du einen zittrigen löffel in richtung deines mundes bewegst.
schweißperlen auf der haut.
poren auf der haut.
narben auf der haut.
der hintergrund ist unscharf, grün gehalten, zarte flächen und wie sie verschwimmen.

dieses bild hängt jetzt in mir und wann immer du anrufst, taucht es auf und breitet sich aus.

2

ich verlese mich leise
ich höre die krankheit rauschen
ich stelle mir vor
ich schreibe durchsichtige briefe
ich plane das leben danach
ich rauche
ich halte deine hand,
kalt.

ich verlese mich vor
ich höre die krankheit danach
ich schreibe durchsichtige hand
ich plane das leben rauschen
ich halte deine briefe
ich,
leise.

3

wie es hätte sein können.

ich im krankenhaus
mich durchfragend nach deinem körper
zwei monate sind vergangen und der krebs hat dich im griff
lässt dich nicht los, zieht an dir, zerrt an dir
hält fest.
ich finde euch, in zimmer siebzehn
in einem bett liegend, aneinandergeschmiegt.

du, der krebs und ich
sitzen in eurem zimmer und essen meinen mitgebrachten
kuchen
wobei
du hast keinen hunger
der krebs und ich
essen
stück für stück, bis nichts mehr übrig ist.

du schweigst und starrst vor dich hin
erst später werden sich deine augen heben
und sagen

*ich glaube, es ist zeit, dass du jetzt
/
nach hause.*

und meine stimme, wie sie entgegenen wird

ich bleibe.

wie es wirklich war.

ich bin nicht geblieben
ich war schon lange weg gewesen.
hatte nur die volljährigkeit abgewartet
ein zeugnis kleiner zahlen in den händen
und dann gerannt.
hastig einen bus gebucht
der mich nachts neun stunden durch drei länder trug
dessen toilette unbenutzbar blieb
in dem ich einschlief um an der endhaltestelle geweckt zu werden
in dem ich aufwachte und wusste

*weit weit weg
endlich
weit weit weg*

5

ausatmen.

jener augusttag.
ein zufall.
ein kurzer zwischenstopp auf der durchreise.
ein flüchtiger anruf, mehr meinem gewissen als meinem ehrlichen interesse geschuldet,
ich habe nach dir gefragt und du hast vorgeschlagen

mittagessen.
suppe.

eine stunde, vielleicht zwei.
länger würde es nicht werden.

hinunter von der a2 und hinein in die papierfamilienstadt.
mich an das navigationssystem klammernd, spürte ich, wie fremd sie mir geworden war.
die papierfamilienstadt.
ein furchtbarer ort, wenn man von den schönen fassaden und den kaffeehäusern absieht.

der impuls, wieder zu fahren,
nicht auszusteigen,
umdrehen,
die nächste ausfahrt nehmen,
nie da gewesen sein,
auszulöschen.

aber ich hatte versprochen,
dir.

7

was ich erinnere.

du warst der erste mensch, der mir das gehen lehrte.
bevor ich dein gehen begreifen und consequenzen spüren konnte,
sammelten sich bereits die kartons
setzte sich dein rechter und dann dein linker fuß über die schwelle der eingangstür
fuhr dein auto die straße hinunter
sah ich dir beim kleinerwerden zu.

ich war ein paar monate auf der welt und du viele jahre.
ich habe das gehen erlebt, noch bevor ich es gelernt habe.

ich habe sehr jung und sehr genau dein kleinerwerden beobachten dürfen,
bis du irgendwann ganz verschwunden warst
habe mir keine notizen gemacht, aber alles festgehalten.

ich weiß jetzt bescheid
und bin besonders gut darin geworden,

still und leise
zu gehen.

nach einer verletzung,
sei sie selbst oder durch ein außen verschuldet, lohnt es sich, die distanz auszuweiten, lohnt es sich, sich wegzudrehen, sich zu
verdrehen, aber ganz bestimmt nicht, sich umzudrehen, lohnt es sich, in eine stadt zu ziehen, die ähnlich groß, aber in 736 km
entfernung liegt, lohnt es sich, selten anzurufen, noch seltener abzuheben und noch seltener /

9

korrektur zu sieben.

ich weiß zu gehen, aber nicht, mich zu verabschieden.

du bist vor vielen jahren von mir gegangen.
jetzt, wo die krankheit greift und du gehen musst
brauchst du jemanden der dich verabschiedet.

ich soll es sein
hast du lautlos entschieden
während der suppe im august.

du willst mich als zeugin, du brauchst mich als liebende.

aber
wovon ist hier auszugehen.
wovon ist hieraus zu gehen.

das frage ich dich
in meinem kopf.

mit deinen augen
antwortest du
ich weiß es nicht.

11

weil du weißt, dass du es nicht weißt, folgt ein versuch.
ein anruf anfang herbst.
ob ich mit dir verreisen wolle, richtung süden, da wo es noch warm sei.

ein leerer flughafen, einige wochen später.
du holst mich das erste mal in meinem leben ab.
hier ist es warm und alles ist fremd, so wie du.

die nächsten tage sitzen wir in einem renovierungsbedürftigen hotel,
der pool ist bereits abgelassen,
die meisten gäste abgereist.
in dem dürftig gefüllten restaurant treffen wir uns dreimal täglich,
dazwischen musst du schlafen und ich lese, ein zimmer weiter.

heimlich lese ich dir durch die wände vor,
zwischen den zeilen schlafe ich ein.
wand an wand liegen wir
und treffen einander in meinem traum.
treffen meinen putzenden und deinen schlafenden körper.
treffen uns.

der mensch der putzt ist plötzlich erwachsen und nicht mehr klein und ungenügend
 der putzende mensch
 räumt alles auf
 wischt alles weg

daneben
 der mensch der schläft
 der nackt auf zeitung gebettet schläft
 der tief und fest schläft

der mensch der putzt
 putzt um ihn herum
 putzt gewissenhaft
 jede rille
 jede kante.

der putzdende körper putzt bis die finger wund und rot und aufgeätzt sind von den
 alkalien
 alkoholen
 carbonaten
 sulfaten
 der säure
 den enzymen
 und –

der putzende körper pausiert
 er bebt
 wartet
 atmet
 nur einen hauch

irgendwann beginnt er auf den schlafenden
nackten
körper
wasser zu gießen

zuerst nur ein paar tropfen
auf der warmen haut
das wasser verdampft
wasserdampf auf warmer haut
wasserdampf auf brennender haut

was brennt muss beruhigt werden
denkt der putzende körper
was brennt muss gelöscht werden
weiß der putzende körper
und gießt nach
und beginnt dann
zu waschen
vorsichtig und zaghaft
dann intensiver
mit aller kraft
schrubbt er den schlafenden körper
übergießt ihn
mit wasser
seife
schaum
wasser
seife
-

stille.
ein gestillter brand.

der putzende
der wache
der wachsame
körper
hält inne
legt sich ab
und kommt zur ruhe

in schaum bedeckt
liegen die körper
atmen im zweiklang
atmen in der disharmonie
atmen weiter
und bleiben –

13

du klopfst an meinen traum.
es sei zeit zu essen, das restaurant schlieÙe in einer stunde.
heute, eine empfehlung des hauses, flusskrebse im kräutersud.

ich finde das wahnsinnig komisch.
du schweigst, bestellst den krebs, rührst ihn dann aber nicht an.

an dem tisch sitzend, beobachtest du mich beim essen.
ich weiß, dass du fragen hast, aber meine sprache nicht sprichst.
und ich deine nicht, wir haben sie uns nie beigebracht.
stattdessen;
das wetter,
mein studium,
eine serie, die ich nie schauen werde,
ein buch, welches du nie lesen wirst.

ich sehe mir beim nichtaushalten zu,
ich sehe mir beim nichtaufessen zu,
ich sehe mir beim aufstehen zu,
ich sehe mir beim sagen zu

hoffentlich wird das leben nicht zu still danach.

15

an unserem letzten morgen fragst du,
ob ich mit dir schwimmen möchte,
hinaus zu dem felsen,
der weit draußen im meer liegt.

kraulzüge
eins zwei luft
eins zwei luft

das ufer,
bald nur mehr eine ferne linie,
menschen werden zu punkten,
sonnenschirme zu strichen,
das meer,
endlos und weit.

heimlich beobachte ich dich unter wasser.

dein gesicht ist weich wie meines
und deine haut braun,
weil sie die sonne auffängt.
deine schultern,
dein bauch,
wir sehen uns ähnlich.
da ist nichts zu machen.

ich unterbreche das kraulen weit draußen im meer,
wellenberge schaukeln meinen körper,
ein wind ist aufgezogen,
du bist nicht mehr zu sehen.
ich blicke mich um,
suche ab,
aber –
nichts.

vielleicht weil es schon immer so war,
habe ich mich an diesen zustand gewöhnt,
die unsicherheit angenommen.
vielleicht weil es schon immer so war,
habe ich keine angst, da draußen im meer.

16

am ende stehst du am strand.
lachst das erste mal in dieser woche
und fragst mich
wo ich so lange geblieben sei.

der flug gehe bald
wir müssen packen und dann
los.

ich fliege zurück und
sitze in meiner wohnung
denke an dich
und frage mich
ob du es auch tust.

ich versuche zu schreiben.
umso mehr text ich produziere
desto ängstlicher werde ich.
hier zeichnet sich ein bild.
dein bild.
und ich möchte, dass es getreu und genau und liebevoll wird
es scheint mir zu verrutschen.

wenn etwas bleibt
was dich festhalten kann
ist es meine sprache
die ich hier offenlege.

ich denke
dass auch meine sprache verwundet ist.
vielleicht ist sie es
die sich in dein bett
in zimmer 17
legen müsste
angeschlossen an geräten
eine weile gesund werden.

25

alle paar wochen ein telefonat.
zwei minuten und vierunddreißig sekunden,
sechs minuten und achtzehn sekunden,
drei minuten und fünfundfünzig sekunden.

und ich, traue mich nicht, mich zu erkundigen.
im schweigen aber
frage ich mich doch sehr inständig

wie geht es deinen zellen?

sind sie im krieg?

teilen sie sich?

töten sie sich?

töten sie dich?

jetzt.
genau jetzt.

ich grabe deinen körper aus.

die erde ist aufgeweicht, seit drei tagen regnet es,

die erde ist aufgeweicht.

ich grabe und grabe und grabe dich aus.

ich nehme deinen körper und trage dich nach hause.

ich nehme deinen körper und lege dich in die badewanne.

bade dich

wasche dich

putze dich

ich greife deine hand,

die langsam aufweicht, seit drei tagen liegst du in der wanne, deine hand weicht auf.

ich spreche zu dir.

ich warte auf antworten.

es bleibt still, dein körper bleibt still, dein mund geschlossen.

ich suche die ursache deines schweigens und finde sie nicht.

ich beschließe, dich auseinanderzunehmen, um besser suchen zu können.

um besser finden zu können.

ich nehme deinen körper und breite ihn aus.

ich nehme ein messer und schneide deine brust auseinander.

ich grabe
und grabe
und grabe
nach deinem herzen
und
finde

AMY WITTENBERG

zurück (klassentreffen remix)

der magnetische widerstand strahlt aus. schiebt mich an den schultergelenken zurück. je näher ich komme, umso enger die linien des feldes. werde schwer. bin ein gigant, die schuhe zu weit von der hüfte entfernt. der schulhof

dread: bleidecke auf den eingeweiden, die nägel über die kopfhaut, streiche die haare aus dem gesicht, halte das vakuum.

ich stehe auf dem schulhof, der schulhof ist geschrumpft. rechtwinklige platten, klackern, bleibe stecken, will mit den händen den boden

will auf den boden

den stein auf der wange

das büschel haare in der hand

ich ziehe die linien von der hand in die lunge, halte sie fest. so laufe ich die letzten meter zur tür der

das netz zentriert sich, elektrostatisch, klebt sich auf die nackten arme. alle haare stoßen sich ab, die hand auf messing, stumpf. darüber das kreuz

das kreuz auf den kieseln der platten der grauen kiste der schule.

staub zwischen den glaswänden der außen- und der innentüren der schule.

gummimatten voller erde in den kreisen der luftschleuse der schule.

im glaskäfig spüre ich das schlafende tier

an den scheiben entlangtreiben, auf der anderen seite ein publikum

ein stehisch und ein blasses businesskostüm

hey, pig – hey!, ruft die frau und wedelt mit dem arm. ich

rekonstruiere meine person. bereite grußworte zu, alles in reihe, ich gehe in

position. kommen die arme zurück, kriegen die finger nägel und ringe daran, ich drücke damit gegen die innentür, noch etwas zu groß, knalle die tür gegen den stopper auf dem boden des schul-

foyers. bin in der

bin in der schule, geschafft.

die frau lacht, sie hält mir zwei offene arme entgegen. kreische,
krächze

ich winke mit der hand, ich gehe zu ihr, ich frage nach ihrem
namen.

was laberst du?, sagt die frau und zieht mich in eine umarmung.
körper zusammengehalten von nylonschnur, die meine arme um
die frau herumzieht, danach um ihren mann.

wir hatten doch zusammen englisch, oder? sie hat eine graue
haarsträhne in ihrem pony, der rest schwarz überfärbt, sie mustert
meinen ansatz, hebt mit der offenen handfläche ihre haarspitzen
an. blond, sagt sie. ich war blond und hatte rosa strähnchen. tut mir
leid, keine ahnung, sage ich. so wie ich spreche, flattern meine
stimmbänder, verortet meine stimme die raumluft und die arme
gehören wieder mir, ich spüre mein herz beengt, bratenschnur, will
mir auf die finger

bevor mir die organe aus dem mund fallen, die glieder der kette
des tiers.

das liegt an mir, sage ich

ich war lange nicht mehr hier, sage ich

dann höre ich auf.

ich nehme einen sekt. ich trinke einen sekt. ich werde heute sehr
betrunken sein. ich stehe gerade und geordnet. ich sehe, was ist. ich
nehme noch einen sekt.

die frau schaut mir über die schulter, einer anderen frau entge-
gen, die im glaskasten ihren rollkoffer abgestellt hat, um uns zu
winken. auch eine viel-zu-frühe, vielleicht auch eine, die gehen
wird, sobald sie getan hat, was

kokos-haare, die frau ruft mir etwas ins ohr, reißt am verzerrten
sound dieser schule, in dem ohr stecken sieben silberne ringe, die
umrisse fuzz, ich will an dem ohr

das ist mein mann, sagt die frau. lässt mich los, die arme zurück
an den rumpf gezurrt, vibrieren im standby

ich folge ihrem finger zu dem neuen mann, die frau mit dem
strähnchen nickt. ich hab meinen auch mitgebracht, sagt sie, streckt

ihm die gerade hand entgegen, daran nägel in nude.

dora, sagt die frau.

alex, sagt ihr mann.

hannes, sagt der mann von dora.

helena, sagt die ohrfrau. perfect

ich sage meinen namen.

ich nehme noch ein glas sekt vom tablett, step right up, stoße an.

nach drei gläsern sekt wirkt das magnetfeld anders. es hat sich unter die haut gesenkt und zieht mir am zwerchfell. stiller. ich bin in ihm, bin an ihm ausgerichtet. ich höre die stimmen der anderen, halte lächeln und glas ohne zittern, widerstehe dem impuls, mich zu schütteln, dem impuls, mein gesicht zu verziehen, dem impuls, meinen körper in der mitte zu falten, dem impuls, den anderen ihre gläser aus den spitzen händen

das habe ich hier gelernt:

die tür knallt gegen den stopper, dumpfer klang gegen den sum-menden raum, vier männer, zwei kisten kölsch. vorsichtig hebe ich das glas in ihre richtung. ist mir auch passiert, sage ich. zu groß.

helena schaut mich an. das sehe ich.

die kisten krachen aufeinander, halleffekt. kommt noch mehr, sagt einer, zieht sich die sonnenbrille vom gesicht.

ich halte mich an diesen alex, versuche, mir die namen zu merken.

furkan, georg, jeremy, antoni.

wir fassen uns an. stoßen an.

dann karo l., karo f., marius, hania, emine und lola und andere laute, bis ich die weichgekochte melodie hören kann, die über den stimmen liegt, die schnüre lax, das tier ist wattig vom sekt, meine knie in der richtigen entfernung zum boden.

georg, der sich die augenbrauen zu einer schmalen linie gezupft hat. na, was macht das leben?, fragt georg. ach, wo soll ich anfangen?, sage ich, grabe nach einem zweiten satz, zähle den takt.

wir haben uns ja

ewig nicht gesehen.

haben uns lange nicht

gesehen, ja?

ist schon ne weile her, sagt georg, sein blick fällt in meinen ausschnitt.

hole mir ein neues glas, gehe richtung aula. jemand hat bunte buchstaben gekauft, daraus gebastelt: klassentreffen 20 jahre 5b. ich lese die schrift noch dreimal, es sind die richtigen buchstaben. stehtische vor der bühne, wo

stuhldreihen beginnen, schatten auf stühlen, getarnt hinter scheinwerferlicht, in dem ich andere persönlichkeiten anprobiere über abgezogene haut

die aula ist ohne bestuhlung riesig, mein räuspern lärm.

das habe ich hier gelernt:

ich zittre. schweige. es summt von links. will mich unter den tisch will gegen den tisch

eeeeeh!, ruft helena, hallt durch den raum, streckt mir die arme entgegen, ihr lächeln stockt, ich glaube, sie hat

hat es gesehen, das tier.

ganz alleine, oder was?, fragt helena. trinke das glas aus. der sekt macht mich fertig. helenas gerötete wangen, sie hält sich drei fingerspitzen vor den mund, weil sie hicksen muss, ich hasse die mädchenhafte geste, will meine eigenen fingerspitzen

steigt direkt zu kopf, sage ich, wie früher.

baue ein grinsen, will mich abwenden, wegwenden, auf dem sekt liegt das gewicht, ölteppich.

das wird so geil, sagt helena. guck mal, markus ist da. glaub, der lebt jetzt in amerika. sie hebt die hand, ein langer mann im anzug kommt, sein ton ein rückwärts aufgespultes, viel zu kurzes sample sagt markus breit grinsend, zeigt mit dem finger auf mich.

fragt er, hebt die augenbrauen.

helenas hand auf seinem arm. wohnst du echt in amerika jetzt?, fragt sie. jo, sagt markus, mitten im arsch der prärie. bist du extra geflogen?, fragt helena. ey helena, sagt markus. ist ellen eigentlich auch da?

ich gehe kurz vor die tür, ich rauche drei zigaretten, ich rauche vier zigaretten,

überlege ruhig und tabellenförmig, ob sich das lohnt

überlege, ob ich meine hände an den groben stein
überlege, ob man mir das ansieht
wo ich früher gehockt, vor dem hintereingang
wie sich die stufen angefühlt
was ich gefühlt
mit dem radierer den schmutz von den tischen

jemand hat musik angemacht, die plätschert gegen meinen
lärmteppich, höhlt sich eine kuhle aus. dagegen das klackern an der
schädeldecke: tack-tack-tack-tack-tack

es wird gewippt, ich will eine flasche
und fülle dann doch bloß sekt in mein glas, das und die finger
kleben, ich trinke einen schluck aus der flasche, meine rote farbe
am rand

georg hinter den stehtischen allein auf dem rand der offenen
bühne, ein rechteckiges loch ohne scheinwerferlicht.

weißt du noch, wir zwei hinter der bühne?, fragt georg. wie wir
beim kleist so am lachen waren, dass wir unser stichwort verpasst
haben. und alle so am warten, und wir haben es gar nicht gemerkt.
hinter der bühne kann man die zeit vergessen, sagt georg,

georg schaut auf meinen mund.

sagt georg, ohne den blick zu heben

lacht georg und klirrt sein glas gegen meins

entweder hania oder eine karo fängt mich ab. ich bin zu betrun-
ken, die stimmen schlüpfen ins senkloch. eine masse an armen. nix
french exit!, ruft hania oder eine karo, gesichter drehen sich um,
starren auf das tier mit der jacke in der hand

tier mit erschrockenen augen

i do not want this

ich atme ein, atme aus, atme ein, atme aus,

ich muss morgen arbeiten, sage ich glatt, streiche ich das über
schorff

stecke hier fest, bis sie mir die jacke aus der hand zieht. jetzt
komm doch, sagt hania oder eine karo.

schaue das publikum erwartungsvoll auf

ich mache einen schritt.

das habe ich hier gelernt:

allgemeingut, schulter, unterarm, ziehe mühsam die person
raus, die lachen kann, ist mir zu groß, will sie ablegen, will mich
weglegen, hinlegen

dass du angeblich mal hanno ne faust

hebe die schultern gegen das körporgewicht, die drähte an den
knochen

wenn es stimmt, sagt eine

ruft sie quer: oder, hanno?

zwischen den zähnen knirscht

immer rumgelaufen und hat uns die bhs unter

wette, der ist in wirklichkeit schwul.

später beginnt das gegröle. common ground, markus hat die
anlage hinter der bühne aufgedreht, 2000er-hits ballern durch den
saal, ich tanze auf der bühne zwischen den fremden, will in andere
teile zerfallen, das abgebrochene stück noch zwischen den zähnen,
ich reiße ab, reiße an

will zu einem anderen tier werden, einen kontaminieren, etwas
heraus

etwas kaputt

mich an etwas kaputt

aber dann tanze ich mit helena, die mir ihre arme um den hals
legt und mir ins ohr schreit: du kannst ja tanzen. helenas sound ist
eine bridge mit surf-gitarre, perfect, ich schreie zurück, suche über
ihrer schulter nach ihrem mann, er mit den händen auf einer ande-
ren frau. a little bit, wir hätten dich mitnehmen sollen, schreit sie, a
piece of it, sie greift nach meinen händen, dreht sich ein, kokos.

als ich die gedämmte tür hinter mir zuziehe, ist nur noch der
bass zu hören und der wunsch, einen song auf die playlist zu schie-

ben, den niemand mag. ich durchquere die aula, mir ist so schlecht,
ich finde die leere schule wie eine leere

kirche, nach oben offenes loch in die dunkelheit, blut rauscht
mir durch die ohren in stereo, schiebt ein ton sich von seite zu
seite, dazwischen polyrhythmisches klängern, metall auf metall

schütteln, etwas will heraus, wenn ich jetzt nicht weitergehe,
kotze ich hier auf die fliesen, ich widerstehe dem impuls, auf die
knie zu gehen, dem impuls, mein gesicht auf dem kühlen stein-
boden abzulegen, es auf den kühlen steinboden

ich atme aus, ich stehe auf.

das tier läuft im traum durch die gänge und treppen auf immer
anderen wegen in den raum. ich versuche die treppe, laufe einen
stock hoch, an dem beleuchteten flur vorbei, stimmen scheppern
durch die geöffnete tür. im zweiten stock dunkel. lasse die tür hin-
ter mir zufallen, das licht durch die glaswand, grüner linoleumbo-
den, die schweren dunkelblauen türen, dahinter die

fliesen warm, klebe am boden,

die türklinke seifig, zerkratzt lack

hier gehöre

hand drückt die klinke, bis die glocke

das habe ich hier gelernt:

hast du dich verlaufen?, ruft dora, als ich mich dem mädchenklo
von der falschen seite aus nähere.

nee, sage ich, wollte mich umschaun.

achso, sagt dora. hast du unser altes klassenzimmer

klassenzimmer

klassenzimmer

klassenzimmer

ist zu, sage ich.

weißt du noch, wie wir mal unsere englischlehrerin

bis sie voll ausgerastet ist?, fragt dora. greift

dreht mich, hinten im gang das fenster.
da auf der heizung hat sie gegessen und geheult.
ich will wieder in die dunkelheit, will dora ihr lachen
total krass, dora wischt sich über die augen. wie hieß die noch-
mal?

ich kann mich nicht mehr erinnern, sage ich.

im kalten licht im mädchenklo concealer in den fältchen unter
ihren augen, geschminkter mund. erst als ich die kabinentür hinter
mir geschlossen habe, sagt dora: das war aber rache. ne?

zwischen dem kölschen liedgut durch zu den bierkästen, werde
gefasst, werde geschunkelt, ein besoffener blonder grölt mir ins
gesicht, sechzehn und mitte dreißig zugleich, hormoncocktail und
gartenhaus. ducke mich unter, nehme zwei bier, suche helena und
finde sie am bühnenrand, mit alex im streit.

gehe zurück auf die bühne, suche ein bekanntes gesicht, markus,
mit dem hemd bis zum bauchnabel aufgekнопft, wabert mit
geschlossenen augen über die tanzfläche.

georg lehnt sich, fragt, ich nicke, halte ihm beide bierflaschen
hin, wühle nach dem feuerzeug. öffne das bier, wir glotzen, wie hat
er wohl früher ausgesehen. stoßen an, trinken aus, stellen ab.

seine zunge im mund, raspelkurze haare am hinterkopf, drücke
seins gegen meins. need, dream, find, schmecke das bier in seinem
mund nicht, betäubt. er beißt auf die unterlippe, absicht oder
besoffen, das tut weh, das tut gut. denke an helenas kokoshaare, an
deren wurzeln

doch mit ihm hinter die bühne

mit ihm hinter der bühne

während das publikum

ein leiser loop spitzt sich zu, ein flüstern zwischen den frequenzen
georg drückt mich ein stück weg, sagt:

er ist rot im gesicht, er hat blaue augen, er hat eine lange nase,
sein bart ist dunkelbraun, aber nicht dicht genug, um irgendetwas
zu verbergen.

ich habe dich noch nie in meinem leben gesehen, sage ich.

im foyer weiche ich dora aus, die mit zwei anderen frauen kreischend lacht, hinter ihr die beleuchtete schleuse, aquarium.

durch die glaswand, unter der treppe der hinterausgang, daneben ein ausgesteckter automat, graue pfütze, ameisen, die gliedmaßen zusammengeklebt, ich laufe, raus, ins zentrum des felds, schlage gegen den widerstand, die sektflasche am geländer, atme achtmal, trete den fuß, werfe den hals, festhalten.

das habe ich hier gelernt:

erster stock, durchs glas, am mädchenklo vorbei

das klassenzimmer

das klassenzimmer

das klassenzimmer

das klassenzimmer am ende des gangs.

das licht wieder aus und

ganz still, genug türen zwischen

mir ist furchtbar

körper will fallen, will

geradeaus in die

strecke die arme

stoße gegen

keinen unterschied, ob die augen

rötliche muster, zerfallen

atme ein, atme aus, atme ein, ich atme aus,

ich hole das taschentuch

ich ziehe die hose

ich hocke mich

Die Autor:innen

Eser Aktay, geboren 1992, studierte Medien- und Kommunikationswissenschaft in Würzburg, Passau und Leiden. Er besuchte die Kölner Journalistenschule für Politik und Wirtschaft und volontierte beim Südwestrundfunk. Gemeinsam mit Ronya Othmann und Beliban zu Stolberg wurde er 2018 mit dem Grenzgänger-Stipendium der Robert Bosch Stiftung gefördert. 2022 wurde er zur Autor:innenwerkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin eingeladen. Seit 2024 arbeitet er als Redakteur bei ZEIT ONLINE.

Ade Ajayi ist ein 25-jähriger angehender Masterstudent im Bereich der Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt Migrations- und Diasporaforschung. Sein Vater ist aus Nigeria, seine Mutter aus Deutschland, er ist queer – sein Schreiben nistet zwischen diesen verschiedenen und komplexen Identitäten und Erfahrungen. Er schreibt auf Deutsch und Englisch und lebt derzeit in Berlin-Kreuzberg.

Muri Darida, geboren 1993, lebt zwischen Berlin und Budapest und arbeitet journalistisch zu politischen und gesellschaftlichen Inhalten u. a. für ZEIT ONLINE und arte. Literarisches u. a. für BELLA triste, Edit, mosaik, Jenny, Texte GYM, Parabolis Virtualis 2, transcodiert, auftakt Festival, Stadtsprachen und Schreiben gegen die Norm(en). Muri Daridas Kurzgeschichte *Der Landkartenarm* war für den Wortmeldungen Förderpreis 2022 nominiert.

Theresa Gutmann studierte Philosophie und anglophone Literaturwissenschaft in Köln und Seoul, nun Mediale Künste mit dem Schwerpunkt Literarisches Schreiben an der Kunsthochschule für Medien, Köln. In ihrem Promotionsprojekt beschäftigt sie sich mit Gespenstern. Gedichte schreibt sie derzeit über Kosmisches und Katzen.

André Lourenço lebt seit 2008 in der Schweiz. Er studiert Religion in globaler Gegenwart im Master an der Universität Bern und schreibt in seiner Freizeit.

Ronja Sandtner, geboren 1996 in Starnberg, studierte Theaterwissenschaft und Philosophie in Mainz. Seit 2022 lebt sie in Köln und studiert den Master »Theorien und Praktiken professionellen Schreibens«. Sie hat 2023 unter anderem an der Schreibwerkstatt Frauen:zimmer im Literaturhaus teilgenommen und war 2024 bei der Lesebühne new.lit zu Gast. Momentan arbeitet sie an ihrem Romanprojekt *Gefährt:innen*.

Kameliya Taneva wurde 1989 in Bulgarien geboren und lebt aktuell in Köln. Sie arbeitet als Softwareentwicklerin und schreibt Lyrik. Seit 2021 ist sie Teilnehmerin der von Martina Weber geleiteten Literaturwerkstatt in Darmstadt.

Franziska Teubert, geboren 1992 in Dresden, ist Literaturwissenschaftlerin und freischaffende Lektorin und Autorin. Sie promoviert am Institut für deutsche Literatur der Humboldt-Universität zu Berlin zur Polyphonie weiblichen Schreibens an der Grenze von Reportage und Roman. Publikationen im Neuen Deutschland, in der Zeitschrift für Germanistik und auf der Online-Plattform Triakontameron. Schreibt literarischen Essay, Prosa, Rezensionen und Lyrik.

Liv Thastum, geboren 1997 in Berlin, studiert Literarisches Schreiben in Hildesheim. Sie schreibt lyrische und szenische Texte auf Deutsch und Dänisch und zwischen den Sprachen, die in Anthologien und Literaturmagazinen in Deutschland und Dänemark veröffentlicht und mehrfach ausgezeichnet wurden. Teilnahme unter anderen bei den Open Poems des Haus für Poesie, dem Klopstockpreis für junge Lyrik, 4 + 1 Lesung des Schauspiel Leipzig und dem Preis der jungen Dramatik des Staatstheater Braunschweig. Sie hat Gedichte von Nora Gomringer ins Dänische übersetzt und durfte 2022 das Poesiefestival Kopenhagen eröffnen. Seit einigen Jahren arbeitet sie mit unterschiedlichen Musiker:innen an der Vertonung ihrer Gedichte und präsentiert die Ergebnisse bei Lesungen und in Form von Hörstücken.

Carolin Volz, geboren 2000, studierte Allgemeine Rhetorik und Internationale Literaturen in Tübingen und macht gerade ihren Master in Allgemeiner Rhetorik. Seit 2018 studiert sie außerdem am Studio Literatur und Theater und durfte dort mehr lernen, als in Worte zu fassen ist. Caro schreibt Lyrik, Prosa und abseits der Gattungsgrenzen. Sie war Mitbegründerin und Moderatorin des Literarischen WG-Castings, einem jungen Veranstaltungsformat mit Fokus auf Debütant:innen. Sie arbeitete an der Universität Tübingen für Prof. Dorothee Kimmich und die Tübinger Poetikdozentur. Zurzeit ist sie in Projekte von Prof. Olaf Kramer, Prof. Dietmar Till und PD Dr. Lily Tonger-Erk beschäftigt und schreibt für das RHET AI Center.

Leah Luna Winzely wurde 1999 in Wien geboren. Seit 2022 studiert sie Szenisches Schreiben an der Universität der Künste Berlin. Davor Deutsche Literatur, Gender Studies und Filmregie in Berlin. Ihre Stücke wurden unter anderem am Landestheater Schwaben, Schauspiel Münster und im Theaterdiscounter Berlin gezeigt. Zuletzt hat sie auf Einladung der Mülheimer Theatertage einen kollektiven Text mit vier weiteren Autor:innen erarbeitet und ist mit ihrem Hörspiel *Wenn ich doch nur dein Herzstück verstünde* auf der Shortlist des Leipziger Hörspielsommers. In ihrer Arbeit beschäftigt sie sich vorrangig mit der Visualität der Sprache und bewegt sich zwischen Lyrik, Prosa und szenischem Text.

Amy Wittenberg studierte Philosophie und erarbeitet aktuell ihren ersten Roman im Rahmen des M. A. Literarisches Schreiben in Leipzig.

Die Jury

Michael Fehr, 1982 in Bern geboren, ist Erzähler, Poet, Sänger, Performer. 2007 bis 2012 studiert er am Schweizerischen Literaturinstitut und am Y Institut der Hochschule der Künste Bern. Als Schriftsteller veröffentlicht er 2013 sein erstes Buch *Kurz vor der Erlösung* edition spoken script, in dem ein Mann, von einem mysteriösen Todesengel besucht wird und sich auf eine spirituelle Reise der Selbsterkenntnis begibt. Es folgen 2015 die düstere Kriminalgeschichte *Simeliberg* (Der gesunde Menschenverstand) und 2017 eine Sammlung von Metamorphosengeschichten in *Glanz und Schatten* (Der gesunde Menschenverstand). Darüber hinaus spielt Fehr Konzerte mit seinen eigenen Programmen und in Kollaborationen, wirkt mit in Theaterstücken und Filmen und gibt Workshops. 2022 erschien Michael Fehrs neuestes Buch *Hotel der Zuversicht* (Der gesunde Menschenverstand), über ein Gruppe von Menschen, die in einem abgelegenen Hotel Zuflucht suchen und dort mit ihren Ängsten, Hoffnungen und Lebensentscheidungen konfrontiert werden. Fehr erhielt zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem den Kelag-Preis im Rahmen des Ingeborg-Bachmann-Preis für seinen Roman *Simeliberg*.

Lana Lux, geboren 1986 in Dnipropetrowsk/Ukraine, wanderte im Alter von zehn Jahren mit ihren Eltern als Kontingentflüchtling nach Deutschland aus. Sie machte Abitur und studierte zunächst Ernährungswissenschaften in Mönchengladbach. Später absolvierte sie eine Schauspielausbildung am Michael Tschechow Studio in Berlin. Seit 2010 lebt und arbeitet sie als Schauspielerin und Autorin in Berlin. 2017 erschien ihr vielbeachtetes Debüt *Kukolka* (Aufbau Verlag), das die Flucht eines jungen Mädchens aus einem Waisenhaus und ihren Überlebenskampf in einem Netz aus Menschenhandel erzählt. Lux' Debut wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Ihr Roman *Jägerin und Sammlerin* (Aufbau Verlag) beschäftigt sich mit der Thematik des Neuanfangs in Deutschland nach einer traumatischen Kindheit in der Ukraine. Ihr 2024 erschienen-

der Roman *Geordnete Verhältnisse* (Hanser) beschreibt sie eine misogyne Beziehung, die auf eine Katastrophe zusteuert.

Deniz Utlu, geboren 1983 in Hannover, studierte Volkswirtschaftslehre in Berlin und Paris. Von 2003 bis 2014 gab er das Kultur- und Gesellschaftsmagazin *freitext* heraus. Sein Debütroman, *Die Ungehaltenen* (Ullstein), eine pointierte und poetische Geschichte zweier Berliner Gastarbeiterkinder der zweiten Generation, erschien 2014 und wurde 2015 im Maxim Gorki Theater für die Bühne adaptiert. Von 2017 bis 2019 schrieb er für den Tagesspiegel die Kolumne *Einträge ins Logbuch*. 2019 erschien sein zweiter Roman *Gegen Morgen* (Suhrkamp). In seinem aktuellen Roman *Vaters Meer* (2023, Suhrkamp) erzählt er von Migration, Zugehörigkeit und einer Vater-Sohn-Beziehung. Außerdem hat er Theaterstücke, Lyrik und Essays verfasst (u. a. für FAZ, SZ, Tagesspiegel und Der Freitag). Er forscht am Deutschen Institut für Menschenrechte und veranstaltet am Maxim Gorki Theater die Literaturreihe *Prosa der Verhältnisse*. Für seine Arbeit wurde er vielfach ausgezeichnet, u. a. mit dem Alfred-Döblin-Preis und dem Literaturpreis der Landeshauptstadt Hannover.

Die Vorjury

Roxane Dänner, geboren 1991, studierte Komparatistik und Kulturwissenschaften in Mainz und Frankfurt. Nach dem Studium arbeitete sie zunächst im Wissenschaftsbetrieb. Über ein Volontariat im Lektorat für Internationale Literatur bei Kiepenheuer & Witsch kam sie ins Verlagswesen und arbeitet nach einer Station bei Schöffling & Co. heute als Lektorin im Carl Hanser Verlag.

Martina Hefter, geboren 1965 in Pfronten, lebt als Autorin und Performancekünstlerin in Leipzig. Sie studierte zeitgenössischen Tanz in Berlin und Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Hefters Arbeiten zeichnen sich durch die Verschmelzung von Sprache und Bewegung aus, was sie in verschiedenen literarischen und performativen Projekten ausdrückt. Viele ihrer Texte setzt sie in Zusammenarbeit mit anderen Künstler:innen szenisch um. Sie veröffentlichte bisher fünf Gedichtbände in kookbooks-Verlag, zuletzt *In den Wald gehen, Holz für ein Bett klauen*, welches zwischen Gedicht, Essay und szenischen Schreibformen schillert. Darüber hinaus veröffentlichte sie vier Romane. Mit ihrem neusten Roman *Hey guten Morgen, wie geht es dir* (Klett-Cotta) erlangte sie große Aufmerksamkeit und gewann unter anderem den großen Preis des Deutschen Literaturfond und war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Darin thematisiert sie einen Alltag zwischen Care-Arbeit, Kunst und der Suche nach einem Ausweg aus emotionaler Isolation.

Tim Holland, geboren 1987 in Tübingen, lebt als Lyriker, Literaturvermittler und Verleger in Berlin. Nach einer Ausbildung zum Buchhändler studierte er am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Er leitet Schreibwerkstätten und konzipiert Literaturveranstaltungen, zuletzt eine Unkonferenz zum Spekulativen Schreiben, aus der die Anthologie *Kollaps und HopePorn* hervorging (Maro Verlag). Seit 2017 ist er Co-Verleger des hochroth Verlags München. Zuletzt erschien von ihm *wir zaudern, wir brennen* (Matthes & Seitz Berlin/

Rohstoff), der mit dem Ver.di-Literaturpreis Berlin-Brandenburg ausgezeichnet wurde. In diesem Langgedicht, Trotzgesang, einer Hymne der Wellen, in poetischen Manifesten, Berichten von Heimlichtuereien und einigen Notizen zu neuen Wesen erkundet Tim Holland eine Zukunft, die möglich, wenn nicht sogar notwendig ist.

Chris Möller, geboren 1988 in Meschede, studierte Philosophie und Germanistik in Kassel und anschließend Angewandte Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Seit 2013 arbeitet sie als freie Veranstalterin, Kuratorin und Moderatorin an neuen Formen der Literaturpräsentation u. a. mit dem von ihr mitgegründeten Label *KASCH*, und dem digitalen Magazin *­*. 2019 war sie Teil der Festival-Leitung bei ULF – dem unabhängigen Lesereihen Festival und 2020 Jurymitglied für den deutschen Buchpreis. Aktuell forscht sie zu zeitgenössischer Literaturvermittlung. Im Frühjahr 2023 erschien ihre Podcast-Reihe *Zwischen* zu diesem Thema.

Moritz Müller-Schwefe, geboren 1990 in Frankfurt am Main, studierte Literaturwissenschaft und Klassische Archäologie in Berlin, Santa Cruz und Neapel. Er arbeitet als Lektor für deutschsprachige Literatur bei Kiepenheuer & Witsch und ist Mitherausgeber der Reihen *Schöner Lesen* und *Aufklärung & Kritik* bei Sukultur. Bis 2013 war er außerdem Herausgeber der Literaturzeitschrift *metamorphosen*. Er lebt in Berlin.

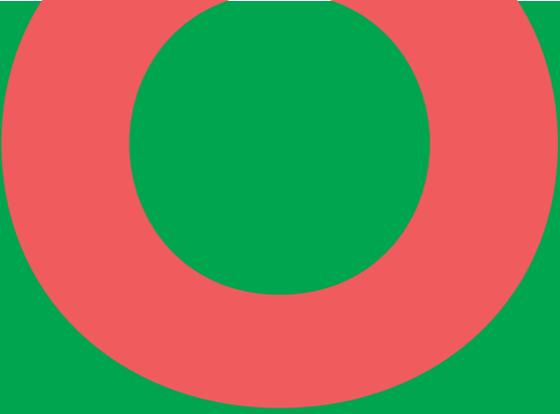
Preisträger:innen & Jury 1993 – 2024

Jahr	Jury	Preisträger
1993	Uwe Kolbe Ginka Steinwachs Peter Wawerzinek	Wolfgang Schlenker Tim Krohn Kathrin Röggla
1994	Bodo Hell Katja Lange-Müller Michael Wildenhain	Ulf Stolterfoth Karen Duve Michael Müller
1995	Sabine Peters Walter Klier Jan Faktor	Julia Franck Sabine Neumann Christian Futscher
1996	Friederike Kretzen Kerstin Hensel Wilhelm Bartsch	Marcus Jensen Vera Henkel Olaf Behrens
1997	Margit Schreiner Kurt Drawert Michael Roes Burkhard Spinnen	Robby Dannenberg Björn Kuhligk Terézia Mora
1998	Brigitte Oleschinski Marlene Streeruwitz Georg M. Oswald	Boris Preckwitz Stephan Groetzner Tobias Hülsch
1999	Birgit Vanderbeke Kathrin Schmidt Arnold Stadler	Almut Tina Schmidt Jochen Schmidt Michael Stauffer

Jahr	Jury	Preisträger
2000	Terézia Mora Gerhard Falkner Silvio Huonder	Zsuzsa Bánk Claudia Klischat Markus Orths
2001	Julia Franck Jens Sparschuh Adolf Muschg	Nico Bleutge Erika Anna Markmiller Tilman Rammstedt
2002	Ulrike Draesner Josef Haslinger Birgit Kemper	Kai Weyand Christian Schünemann Ariane Grundies
2003	Karen Duve Ingomar v. Kieseritzky Ferdinand Schmatz	Kirsten Fuchs Petra Lehmkuhl Veronika Reichl
2004	Thomas Hettche Michael Lentz Christina Viragh	Christian Schloyer René Becher Rabea Edel
2005	Katja Lange-Müller Lutz Seiler Peter Stamm	Lucy Fricke Dagrun Hintze Jörg Albrecht
2006	Maxim Biller Christoph Geiser Barbara Köhler	Luise Boege Katharina Schwanbeck Julia Zange
2007	Georg Klein Antje Rávic Strubel Raphael Urweider	Johann Trupp Tina Ilse Gintrowski Judith Zander
2008	Thomas Glavinic Monika Rinck Feridun Zaimoglu	Sonia Petner Svealena Kutschke Thien Tran

Jahr	Jury	Preisträger
2009	Ursula Krechel Kathrin Röggl Jens Sparschuh	Konstantin Ames Inger-Maria Mahlke Matthias Senkel
2010	Hanns-Josef Ortheil Ilija Trojanow Anja Utler	Janko Marklein Jan Snela Levin Westermann
2011	Felicitas Hoppe Tilman Rammstedt Kathrin Schmidt	Christina Böhm Joseph Felix Ernst Sebastian Unger
2012	Marcel Beyer Silke Scheuermann Thomas von Steinaecker	Sandra Gugić Juan S. Guse Martin Piekar
2013	Jenny Erpenbeck Raphael Urweider Ulrich Peltzer	Jens Eisel Dmitrij Gawrisch Maren Kames
2014	Björn Kuhligk Andreas Maier Marion Poschmann	Doris Anselm Mareike Schneider Robert Stripling Gerasimos Bekas
2015	Jan Brandt Klaus Merz Terézia Mora	Jessica Lind Theresia Töglhofer Andra Schwarz Philip Krömer
2016	Inger-Maria Mahlke Lutz Seiler Saša Stanišić	Thilo Dierkes Benjamin Quaderer Sandra Burkhardt Rudi Nuss

Jahr	Jury	Preisträger
2017	Nico Bleutge Olga Grjasnowa Ingo Schulze	Ralph Tharayil Mariusz Hoffmann Ronya Othmann Baba Lussi
2018	Lucy Fricke Katja Lange-Müller Steffen Popp	Yade Yasemin Önder Kyrill Constantinides Tank Lara Rüter Caren Jeß
2019	Uljana Wolf Thomas Meinecke Clemens Meyer	Fiona Sironic Sina Ahlers Carla Cerda
2020	Marica Bodrožić Verena Güntner Peter Waterhouse	Rebecca Gisler Josefine Soppa Nail Doğan
2021	Olga Martynova Anja Utler David Wagner	Eva-Maria Dütsch Kathrin Viereggen Samuel J. Kramer
2022	Zsuzsanna Gahse Nadja Küchenmeister Madame Nielsen	Patrick Holzapfel Greta Maria Pichler Alexander Rudolphi
2023	Shida Bazayr Anja Zag Golob Senthuran Varatharajah	Salvatore Calanduccia Kenan Kokić Miedya Mahmud
2024	Michael Fehr Lana Lux Deniz Utlü	



»Die Teilnahme am open mike wird für alle eine Wegmarke bleiben [...]. Der open mike [...] wirkt weiter, lange, nachdem die Scheinwerfer im Heimathafen Neukölln erloschen sind.«

Deutschlandfunk Kultur



Haus_
für_
Poesie